Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 36 **Marburg i. H., den 5. September** **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt:
Jesu Selbstbewußtsein — Die Weltaufgaben des freien Protestantismus. Fortsetzung und Schluß — Die Verpflichtungs- und Agendenfrage auf der württembergischen Landessynode. Drittes Stück — Charles Secrétan. Zweite Hälfte — Abschiedsstunden — Verschiedenes: Die Leute von Moorluke (Engel); Sidonia von Bork (Meinhold); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Jesu Selbstbewußtsein

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist . . . Ich aber sage euch. Matth. 5, 21 ff.

Als die ersten Jünger Jesu Botschaft weiter trugen, verkündeten sie ihn als den Messias, oder wie die griechische Zunge sagte, als den Christus, d. h. als den von den Propheten verheißenen, geistgesalbten König des Gottesreiches. Mit dem Christustitel glaubten sie am besten sein Wesen und sein Bewußtsein zu erfassen. Der Name ist geblieben, aber nur als unverstandener Eigenname; der Begriff ging schnell verloren. Und wenn die Christenheit heute, zu Weihnachten oder am Palmsonntag, sich des Christustitels erinnert, so denkt sie nicht mehr an den ursprünglichen Sinn, an das irdische, nationaljüdische Königtum, sondern an den Erlöser und Seligmacher der Menschheit; die Gelehrten aber, denen der ursprüngliche Sinn in seinen verschiedenen Schattierungen bewußt ist, streiten mit einander, ob Jesus überhaupt sich als den Messias geglaubt und bezeichnet habe.

Den Christen unserer Tage braucht dieser Streit nicht zu bekümmern; seinen Glauben geht die Frage, ob Jesu Selbstbewußtsein die Form des Messiasgedankens annahm, und was die eigentlich bedeutet habe, gar nichts an. Aber das eigentümliche hohe Bewußtsein zu begreifen, das in Jesu Seele lebte, das ist noch für uns von unmittelbarem Wert. Es geht schwerlich an, Jesu Werk und seine Person, seine Worte und das eigentümliche stolze Selbstbewußtsein, dem sie entsprungen sind, auseinanderzureißen; denn dieses hohe, starke Selbstbewußtsein steht als Sicherheit und Bürgschaft hinter seinen Worten.

Der Evangelist Matthäus erzählt von dem Eindruck der Bergpredigt: „Das Volk entsetzte sich über seiner Lehre, denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten." Das Volk entsetzte sich, d. h. es geriet außer sich vor Staunen und Bewunderung; er predigte gewaltig, d. h. wie Einer, der Vollmacht hatte von Gott und nicht wie die Schriftgelehrten am Buchstaben der Schrift zu deuteln und zu tifteln hatte. Seine Aufgabe war nicht, die Ueberlieferungen zu wahren und zu mehren; er setzte sich kühn über sie hinweg, unbekümmert darum, ob es die Schrift selber oder nur die Auslegung der Schriftgelehrten betraf. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist . . . Ich aber sage euch." Aber er gehörte auch nicht zu den unselbständigen kleinen Geistern, die nur vom Gegensatz und Widerspruch leben, deren eingebildete Selbstherrlichkeit nur ein kümmerliches, krankhaftes Neinsagen ist. Im Gegenteil, er wollte Ja sagen zu allen Werten der Vergangenheit; er konnte deshalb wohl gegen kleinmeisterliche Neinsager auch den kleinsten Buchstaben der Schrift verteidigen. Er redete einfach aus der Fülle seines Herzens heraus, er griff in die Tiefe seiner Brust und teilte aus. Diese seine Seele war genährt und groß geworden mit den Schätzen der Vergangenheit. Aber nicht weil ein Wort alt und grau war, galt es ihm als Wahrheit; sondern weil die untrügliche Stimme seines Inneren, die lebendige stets gegenwärtige Rede Gottes in der eignen Brust ihm unverbrüchliche Gewißheit gab. Daher dies königliche Selbstbewußtsein, diese freudige stolze Sicherheit, die doch von tiefster Pietät getragen war.

Ist diese Haltung Jesu vorbildlich für uns? Ja und nein. Ja; denn auch wir sollten streben nach dieser Stellung zu der frommen Ueberlieferung, daß wir ihr mit Pietät und mit Freiheit gegenüberstehen. Wir wissen wohl, daß solch eine Stellung dem Kopfe schwer begreiflich scheint; wir sollten aber auch wissen, und können es erfahren, daß solch ein Verhalten dem einfältigen Herzen ganz natürlich ist: es ist die echte Kindesart. Wohl sind die Zeiten und Gelegenheiten mannigfaltig und verschieden; bald gilt es mehr die Freiheit, bald mehr die Pietät hervorzuheben und zu üben. Das Ziel muß immer sein, Beides innerlich zu einen, nach Jesu Vorbild.

Nach Jesu Vorbild; und doch muß ein tiefer Unterschied verbleiben, der Unterschied des Jüngers von dem Meister. Unser Selbstbewußtsein kann und darf nie das Bewußtsein Jesu sein. Für uns wird immer die Pietät das erste sein; auch nach Zeiten der Auflehnung und Befreiung werden wir, so notwendig und segensreich sie auch sein mochten, immer wieder zur Pietät zurückkehren. Unsere Losung heißt: Pietät üben im Geist der Freiheit. Jesu Aufgabe aber war: Befreiung und Erneuerung, er sollte andere Gesetze geben und neue Bahnen weisen; über seinem Leben stand geschrieben: Freiheit im Geist der Pietät.

Aber es ist nicht nur ein Unterschied in der Verteilung der Gewichte, ein Unterschied der Zeiten und des Amtes, ein Unterschied, den wir mit kühler Ueberlegung feststellen. Es ist noch etwas Anderes und Tieferes, etwas bei dem Herz und Gewissen innerlichst beteiligt sind: Jesu königliches Selbstbewußtsein ist uns ein höchster Wert, ist uns moralische Autorität.

Haben wir es nicht erlebt, wie es uns mit Jesus ging? Erst waren seine Worte uns als „Schrift" und „Gotteswort" hochheilige Autorität; doch nur von außen her. Dann kam, notwendig und auch segensreich, der Zweifel und die Auflehnung: seine Worte müssen sich an ihrem Inhalt prüfen und bewähren, und unser freies Ich soll Richter sein. Dann aber kam die reife Selbstbesinnung! Unser Ich? Wer hat denn unser Ich gebildet? Stammt sein Bestes nicht von Ihm? Und wir wollten Richter sein? Als uns das aufging, hörten wir wohl nicht auf, zu prüfen und zu scheiden; doch wurde uns bewußt, daß wir aus seines Geistes Kraft das rechte Urteil lernten. Da wuchs in unserm Herzen von neuem, dies Mal tief von innen, die Blume echter Pietät. Seitdem sind wir freilich nicht Sklaven seines Wortes, aber wir sind froh und dankbar, wenn unser schwaches Urteil auf sein königliches Selbstbewußtsein sich verläßlich gründen kann; wir kennen keine bessere Bürgschaft für die höchsten Werte unseres Lebens als dies Selbstbewußtsein Jesu.

H S

Die Weltaufgaben des freien Protestantismus

2. Der Wert einer freien, wissenschaftlichen Theologie für die Mission

Wir sehen es als die besondere Eigentümlichkeit unsrer Richtung, wie sie etwa in der Christlichen Welt vertreten ist, an, daß sie fromm und frei, frei und fromm zugleich sein will. Wir sind überzeugt, daß wir mit dieser Eigenart den Menschen, insbesondre den Gebildeten, in unsrer religiös suchenden und fragenden Zeit einen wichtigen und wertvollen Dienst zu leisten haben. Denselben Dienst können und sollen wir auch den Gebildeten der großen nichtchristlichen Kulturvölker Ostasiens leisten, die durch die Berührung mit der europäischen Geisteswelt in ihren ererbten religiösen Anschauungen erschüttert sind und ein Neues suchen.

Es gehört zu den beglückenden Erfahrungen, welche der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein gerade in den letzten Jahren wiederholt hat machen dürfen, daß er auf seinem Missionsfelde lebendiges Verständnis und warmen Dank für diese zugleich freie und fromme Art seiner Verkündigung erfahren hat. Ich erinnere nur an die Rede, mit der der japanische Professor der Medizin Tsutsui am 28. Oktober 1908 den neu hinausgekommenen Missionar Schröder bei seiner Einführung begrüßte, in der er den kleinen deutschen Missionsverein neben den viel größeren amerikanischen und englischen Missionsgesellschaften rühmt:

> Er hat schätzbare Dienste geleistet, wie sie die größeren und stärkeren Mitkämpfer nicht geleistet haben und nach ihrer ganzen Stellung nicht wohl haben leisten können. Er hat uns gezeigt, daß die christliche Religion, recht gefaßt, nicht in Widerstreit mit anderem Wissen steht. Viele von uns, ich darf sagen, die meisten Gebildeten meiner Nation, die das Christentum angenommen haben, hätten das nicht tun können, wenn nicht die deutsche Mission in Japan uns gezeigt hätte, daß Vieles, was an der christlichen Religion uns unannehmbar erscheinen wollte, zum Wesen der christlichen Religion gar nicht gehört: daß vieles nur Staubflecken sind, die sich auf dem reinen Spiegel der Lehre Jesu im Laufe der kirchlichen Entwickelung niedergesetzt haben. Wenn, wie ich überzeugt bin, das japanische Christentum in Zukunft immer mehr, wie es dies auch schon heute ist, ein frei-gesundes sein wird, so ist das in erster Linie der deutschen Mission zu danken. Ich möchte sagen, die andern Missionen haben schwere Ruderarbeit getan. Am Steuer aber saß die deutsche Mission und gab dem Lauf des Schiffes die rechte Richtung. (ZMR. 1909 S. 52 f.)

Aehnlich schilderten im Sommer 1910 die zehn japanischen Pastoren und Evangelisten des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in einem Dankschreiben für das damals gerade 25 jährige Wirken des Vereins in Japan den besonderen Gewinn und Erfolg dieser Mission:

> Unsre Gelehrten haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Religion Jesu, nämlich das reine Evangelium Christi, nicht im Widerspruch steht zu den Grundsätzen der Wissenschaft, und auf dem Gebiete der Theologie haben wir auf die Grundsätze und Lehrmeinungen anderer Gemeinden einen weitreichenden Einfluß ausgeübt. Wenn z. B. in einer der größten Kirchengemeinschaften Japans zum mindesten die Mehrheit der Prediger unsere Anschauungen teilt, so ist das ein lebendiger Beweis dafür, daß die Arbeit unseres Missionsvereins in Japan nicht vergeblich gewesen ist.

Was diese japanischen Theologen hier zum Schluß über die Verbreitung der freieren wissenschaftlichen Theologie auf dem japanischen Missionsfelde schreiben, ist eine Tatsache, die auch durch die Verhandlungen der Edinburger Weltmissionskonferenz bezeugt worden ist, und zwar nicht für Japan allein, sondern auch z. B. für China und Indien.

Der Missionsinspektor des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, Lic. Witte, hat vor einiger Zeit im Protestantenblatt (1911 Nr. 38 und 1912 Nr. 5) auf eine Reihe solcher in den Veröffentlichungen der Edinburger Konferenz*) enthaltener interessanter Zeugnisse hingewiesen. Und wenn auch D. Johannes Warneck und D. Julius Richter, der eine in der „Allgemeinen Missionszeitschrift“ (1911 Nr. 11), der andre in der „Reformation“ (1911 Nr. 41) seine Ausführungen abzuschwächen und zu widerlegen gesucht haben, so haben sie sie doch in der Hauptsache nur bestätigen können.

Ich führe einige dieser Zeugnisse aus China und Indien an, die besser als lange Erörterungen klar machen, daß unsre moderne, dogmatisch nicht gebundene, wissenschaftliche Theologie einen hohen wichtigen Beruf auch unter den gebildeten Schichten jener Kulturvölker Asiens hat.

Aus China schreibt ein Bischof (IV, 67):

> Es würde nutzlos sein, wollte man die Chinesen über die kritische Theologie („The Higher Criticism“) in Unwissenheit zu halten suchen. Sie sollten vielmehr in den Stand gesetzt werden, sich ihre gesicherten Resultate, alles, was wahr an ihr ist, zunutze zu machen. Die Bibel heute noch so zu lehren, wie sie vor hundert Jahren gelehrt worden ist, ist von einem Missionar Torheit im Lichte alles dessen, was seither über die Bibel erforscht worden ist.

Ein andrer schreibt (ebenda):

> „Wir können die Schrift nicht so lehren wie unsere Vorgänger. Die chinesischen Studenten verlangen die moderne Auffassung der Schrift. Sie ist (nach ihrer Meinung) ein Produkt menschlichen Geistes und steht mit den chinesischen Klassikern in derselben Linie. Die Erzählungen von der Urzeit sind mythisch, und Christus ist ein idealisierter religiöser Lehrer. Unsere Theologie-Studenten, mit einer oberflächlichen Kenntnis der Wissenschaft, sind in Schwierigkeit wegen der Genesis; und man hat den Argwohn, daß in ihrem Gemüt sich Zweifel regen, als verbärgen wir ihnen etwas. Der chinesische Student liebt seine Unterweisung scharf und nüchtern in weiß und schwarz, ohne Schattierungen.

Es wird hervorgehoben, daß in China Uebersetzungen der Werke von Huxley, Herbert Spencer, Haeckel, Voltaire u. A. weit verbreitet sind; und im Hinblick auf die durch sie genährte atheistische und materialistische Geistesrichtung spricht ein Missionar die Warnung aus (IV, 68):

> Die Theorie der Verbalinspiration lehren und die Bibel als ein Textbuch der Wissenschaft (behandeln), das muß früher oder später zu einem Unglück führen. Es ist unrecht, den Chinesen ein Joch aufzubinden, welches weder wir noch unsere Väter tragen konnten.

Aus Indien berichtet die Kommission, welche die eingelaufenen Antworten für die Edinburger Konferenz bearbeitet hat (IV, 200):

> Die Mehrzahl der Missionare, darunter alle, die unter den Studenten arbeiten, sind geneigt, die kritische Theologie willkommen zu heißen, weil sie Schwierigkeiten der christlichen Apologetik beseitigt und zu einem tieferen Verständnis der Natur der Offenbarung führt.

Mr. Fraser, der mit den hinduistischen und buddhistischen Studenten auf Ceylon Fühlung hat, schreibt (IV, 200):

> Die kritische Theologie hat, glaube ich, viel Gutes, indem sie den Weg bahnt für die Evangelisation der Welt. Sie gibt dem Missionar verständige Antworten auf schwierige Fragen, die jedem entgegengehalten werden. Sie wirkt klärend und räumt einen großen Teil unnötiger Gerüste hinweg. Ueberdies vereinfacht sie die Predigt des Evangeliums.

Professor Rudra, der indische Leiter des (christlichen) St. Stephans-College in Delhi schreibt (IV, 204):

> Die Opposition der Kirche gegen die Ergebnisse der kritischen Theologie schwächt die Botschaft der christlichen Kirche und ihre Autorität.

Gewiß ist es ein Leichtes, aus den Veröffentlichungen der Edinburger Konferenz eine Fülle von Zeugnissen beizubringen, die einen altgläubigen Standpunkt vertreten. Daß diese ältere Richtung unter den Missionaren vorläufig noch weitaus die stärker verbreitete ist, darüber wird keiner von uns im Zweifel sein. Aber interessant ist doch, wenn D. Julius Richter, ein gründlicher Kenner Indiens, Verfasser einer indischen Missionsgeschichte, in seinem gegen Witte gerichteten Artikel in der „Reformation“ schreibt:

> Wir stellen nicht in Abrede, daß unter den Missionaren in Indien nicht ganz wenige Gesinnungsgenossen Lic. Wittes und des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins sind, wenn sie auch gerade in diesem Report verhältnismäßig wenig zu Worte kommen.

Aus Indien sind die Zeugnisse für die kritische Theologie in dem Bericht besonders zahlreich. Die Situation ist dort in Wirklichkeit also für die freie Theologie noch günstiger, als der Bericht erkennen läßt.

*) Vor allem kommt hier Band IV in Betracht: Report of commission IV. The missionary message in relation to non-christian religions, worin sich mehrere Abschnitte finden über The influence of the higher criticism, besonders S. 66 ff. (China), S. 112 ff. (Japan), S. 200 ff. (Indien).

Und vielleicht noch interessanter sind in dem Gegenartikel J. Warnecks gegen Witte die ausführlichen Zitate und zusammenfassenden Sätze, mit denen Warneck die Behauptung von dem Vordringen der freieren Theologie zu widerlegen sucht. Da zitiert er z. B. aus dem Bericht der Edinburger Konferenz über Indien (IV, 206):

Die historischen Tatsachen des Lebens Christi müssen dargeboten werden; aber die große Sache ist, dem Volke die Tatsache eines lebenden gegenwärtigen Christus nahezubringen, des Offenbarers Gottes, des Retters von Sünde*), des allliebenden und allmächtigen Freundes und Helfers.

Und weiter ein anderes Zeugnis von dort (IV, 206):

Ich habe in zunehmendem Maße gefunden, daß meine Angelegenheit als christlicher Missionar nicht ist, das Christentum als ein religiöses System zu erfassen, sondern vielmehr die Person Christi als die höchste Offenbarung der erlösenden Liebe Gottes darzubieten.

Das nennt Warneck „freudige Zeugnisse für eine Auffassung vom Christentum, die man wahrlich keinen freisinnigen nennen kann". Aber wohin gehören diese theologischen Wendungen? Etwa in die Glaubenslehre der Orthodoxie? Es sind genau die charakteristischen Formeln der Ritschlschen Theologie! Also derjenigen Theologie, die in der Christlichen Welt seit 26 Jahren den gebildeten Laien zugänglich gemacht wird, und der auch die meisten Missionare des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins angehören. Es ist eine Auffassung des Christentums, wie sie aber auch von Vertretern einer nichtritschlschen freieren Theologie in Deutschland oft genug bezeugt worden ist, wie z. B. von dem jetzigen Präsidenten unseres Missionsvereins D. Kind. Wir wußten ja längst, daß die Theologie Ritschls in England sehr viele Anhänger hat und immer mehr gewinnt. Jetzt wird uns also bestätigt, daß diese Grundanschauungen auch auf dem Missionsfelde Eingang gefunden haben, und, was uns besonders bedeutsam und erfreulich ist, auch von den führenden deutschen Missionsmännern der älteren Richtung als echt christlich anerkannt werden. Wenn Warneck zusammenfassend schreibt, es sei nach den Erfahrungen vieler Missionare so, „daß die Vaterliebe Gottes sowohl wie der furchtbare Ernst seiner Heiligkeit erst im Tode seines Sohnes ergriffen und vollbegriffen werde", wenn er von den Kräften spricht, „die uns durch Christus zum Vater gebracht haben", — so sind das Formulierungen, die durchaus modern-theologischen Charakter tragen und wörtlich so z. B. von einem Schüler Herrmanns gebraucht sein könnten. Wie denn auch Warneck sowohl wie Richter in jenen Gegenartikeln sich als Anhänger einer gemäßigten kritischen Theologie bekennen, indem auch sie die Notwendigkeit der biblischen Kritik betonen und die Mitteilung ihrer Ergebnisse (der „gesicherten", wie gern hinzugefügt wird) an die gebildeten Heiden befürworten.

Man wird nach alledem nicht mehr sagen können, die moderne kritische Theologie sei unbrauchbar in der Mission. Wir sehen im Gegenteil: Sie setzt sich durch, mehr als man Wort haben will. Denn sie hat da draußen wie bei uns daheim einen hohen Beruf: den religiös suchenden Gebildeten Steine aus dem Wege zu räumen, die religiöse Botschaft von störendem Beiwerk zu befreien, zu vereinfachen und damit eindrucksvoller zu machen.

Daß es schließlich nicht die Theologie ist, was religiöses Leben schafft, sondern das Evangelium, das in religiös lebendigen Persönlichkeiten Leben geworden ist, das versteht sich von selbst. Und auch der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat nicht das Ziel, moderne Theologie unter den Kulturvölkern Ostasiens zu verbreiten, sondern das Evangelium und seine Lebenskräfte. Aber es ist doch wohl gerade unsre moderne Theologie, die den Unterschied von Theologie und Religion am deutlichsten erkannt und mit dieser Unterscheidung am entschiedensten Ernst gemacht hat. Möchten nun auch alle, die dem Geist der unter den modernen Theologen lebendigen freien Frömmigkeit ihr religiöses Leben verdanken, mithelfen, daß diese freie und fromme Art auch draußen auf dem Missionsfelde ihre großen Weltaufgaben erfüllen kann.

*) Von Warneck gesperrt.

3. Eine verantwortungsvolle Stunde

Oder gibt es unter den Lesern der Christlichen Welt noch solche, die denken: „Was geht uns China und Japan an? Wir haben daheim nähere und dringendere Aufgaben als die Missionsarbeit unter jenen fernen Völkern?" Dem, der mit solchen Einwänden die Verantwortung für das, was da draußen geschieht, von sich schieben möchte, kann ich nur dringend empfehlen, sich sofort das neueste der „Blauen Bücher" aus dem Verlag von Langewiesche anzuschaffen, zu lesen und zu durchdenken: Paul Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt.*) Da bekommt er vielleicht Verständnis dafür, um was es sich handelt, wie nahe uns diese Dinge angehen, und auch wie wichtig und wertvoll die Arbeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins ist. Denn die letzten Seiten dieses Rohrbachschen Buches sind eine warme Empfehlung der Arbeit dieses Vereins.

Rohrbach schreibt sein Buch als deutscher Politiker; nicht als evangelischer Theologe. Vom nationalen Standpunkt aus sucht er zu zeigen, was für uns in dieser weltgeschichtlich hochbedeutsamen, entscheidungsschweren Zeit auf dem Spiele steht: die Zukunft des deutschen Gedankens, und das heißt zugleich des deutschen Volkes, in der Welt. Sein Leitmotiv sind die Sätze der Einleitung:

Das Schicksal Deutschlands ist England. Wer die Entwicklung der Welt in den letzten hundert Jahren verfolgt hat und dazu aus eigener Anschauung etwas von ihrem heutigen Aussehen kennt, für den gibt es unter allen nationalpolitischen Zukunftsfragen nur eine von schlechthin überragender Bedeutung: ist der angelsächsische Typus dazu bestimmt, allein zur Herrschaft in denjenigen Teilen der Erde zu gelangen, wo die Entwicklung der Dinge noch im Fluß ist, oder wird außerdem auch noch für das deutsche Wesen soviel Spielraum verbleiben, daß es mit als konstituierender Faktor des zukünftigen Kulturganzen diesseits wie jenseits des Ozeans erscheint?

Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf den ganzen Inhalt dieses ernsten, das nationale Gewissen aufrüttelnden Buches einzugehen, — uns interessiert in diesem Zusammenhang vor allem das eine, aber zur Zeit gewiß wichtigste Gebiet weltpolitischen Geschehens, Ostasien, und die Bedeutung der Mission, speziell des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Was augenblicklich in Ostasien vor sich geht, kann man in seiner Bedeutung für die Weltgeschichte kaum überschätzen. Das so lange verschlossene, auf seine alte Kultur so stolze größte Volk der Erde öffnet sich der europäischen Kultur. Das 400 Millionen-Volk, das ein Viertel der gesamten Menschheit umfaßt und ein an Kohle, Eisen und fleißigen, geschickten, billigen menschlichen Arbeitskräften unermeßlich reiches Land besitzt, will sich Staatswesen, Heer und Flotte, Eisenbahnen, Bergwerke, Fabriken, Großindustrie und Handel nach europäischem Muster schaffen. Man muß nur einmal versuchen, sich das vorzustellen, so bekommt man ungefähr eine Ahnung davon, welch eine tiefgreifende Veränderung der allgemeinen Weltverhältnisse von der chinesischen Kultur- und Staatsreform in Zukunft vielleicht noch ausgehen wird.

Die Schicksalsfrage für unser deutsches Volk ist: Welchen Charakter wird diese neue europäisierte chinesische Kultur tragen? Wird auch dieses Riesengebiet, dieses Viertel der gesamten Menschheit, ausschließlich oder überwiegend unter den Einfluß des Angelsachsentums kommen? Die Angelsachsen, Engländer und Amerikaner, haben die Bedeutung der Stunde erkannt. Sie wissen auch, daß man solchen Einfluß nicht durch Gewalt, sondern durch moralische Eroberungen gewinnt. Und unter den Mitteln zu moralischen Eroberungen ist eines der wichtigsten — die Arbeit der Missionen; einer solchen Mission vor allem, die dem chinesischen Volke große, wertvolle, christliche Kulturwerke wie Schulen, Krankenhäuser und dergleichen mit ihrem Nutzen und Segen sichtbar und eindrucksvoll vor Augen stellt. Rohrbach erzählt (S. 244):

Ende 1911 brachten die Londoner „Times" und darnach eine Reihe großer Zeitungen in England, Kanada und den Vereinigten

*) Düsseldorf und Leipzig 1912. 1.—30. Tausend. 250 Seiten. 1,80 Mk.

Staaten einen Aufruf zur Gründung einer angelsächsischen Universität in China. An der Spitze stand der Name des Herzogs von Connaught, des Bruders König Eduards VII.; es folgten chinesische Minister, englische Hochadlige und Diplomaten, mehr als dreißig Professoren der Universitäten von Oxford, Cambridge und London; Vertreter amerikanischer und kanadischer Universitäten; englische Großbanken in der Heimat und in China, und ein lange Reihe führender Persönlichkeiten des englischen öffentlichen Lebens. Bis Ostern 1912 wurden 250000 Pfund Sterling gefordert,

also nicht weniger als 5 Millionen Mark; und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Summe zusammengekommen ist. Ebenso wie man vor kurzem die gleiche Summe für die Gründung einer am 11. März eröffneten englisch-chinesischen Universität in Hongkong größtenteils durch freiwillige Stiftungen zusammengebracht hat. Die geplante neue englisch-chinesische Universität, die in Hankau erstehen soll, ist aber deutlich gedacht als ein Unternehmen mit christlich-missionarischer Tendenz.

Warum ist so etwas nicht auch in Deutschland möglich? Hat man bei uns kein Verständnis für den Wert solcher moralischen Eroberungen? für das nationale Interesse, das wir an der Kulturarbeit unsrer deutschen Missionare haben? Aus Japan ist kürzlich von amtlicher deutscher Seite betont worden, es geschehe dort viel zu wenig zur Verbreitung deutscher Kultur; und den Schaden habe der deutsche Handel und das Deutschtum überhaupt zu tragen. Die Engländer und Amerikaner wendeten enorme Summen auf, um ihre Interessen zu fördern und wendeten diese Mittel den Missionen zu, die in ihren Schulen ihren Zweck erfüllten. Und dann wird darauf hingewiesen, daß der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein sich mit dem Plane der Gründung einer deutschen Kulturschule und eines Studentenheims trage. Der Kaiserliche Generalkonsul von Syburg in Yokohama sowie die in Japan lebenden Vertreter vieler deutscher Firmen haben dringend und warm empfohlen, daß die deutschen industriellen und kaufmännischen Kreise diesen Plan durch größere Summen fördern möchten, da derselbe glänzend geeignet erscheine, die allgemeinen deutschen Interessen in Japan zu fördern.

Dasselbe gilt in noch viel höherem Maße von China. Hier hat der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein in unserm deutschen Schutzgebiet bereits eine blühende, aus Schulen und Krankenhäusern bestehende Kulturmission geschaffen, die den christlich-deutschen Geist weit über die Grenzen unseres Schutzgebietes hinaus in der Provinz Schantung verbreitet. Vor allem auf dem Gebiet des Unterrichtswesens sind die Leistungen des Vereins dort, wie Rohrbach (S. 248 f.) aus eigener Anschauung mit gutem Grund sagen kann,

schlechthin vorbildlich, sowohl für das Knaben- als auch für das in China ganz neue und sehr wichtige höhere Mädchenschulwesen . . . Auf diesem Gebiet hat es der Verein verstanden, trotz seiner geringen Mittel vorläufig die Führung an uns Deutsche zu bringen.

Welch ein wertvolles Mittel könnten diese Anstalten werden, einen großen, wichtigen Teil Chinas unter den kulturellen Einfluß deutschen Wesens zu stellen, wenn unsere deutschen Mitbürger, insbesondre unsere liberalen Protestanten, besser begriffen, um was es sich da handelt. Hoffentlich gelingt es Rohrbach mit seinem ernsten Appell und seiner warmen Empfehlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, Verständnis für die großen Aufgaben und ein Gefühl für unsre ernste Verpflichtung zu wecken.

Rohrbach betrachtet den Wert der Mission einseitig vom nationalen Standpunkt aus. Natürlich ist diese Beeinflussung der ostasiatischen Völker in deutschnationalem Interesse nur eine Nebenwirkung, unter Umständen nur eine ungewollte Nebenwirkung der eigentlich religiösen Arbeit der Mission. Ihren eigentlichen Grund und ihr eigentliches Ziel hat die Mission, auch die Mission des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, nicht in der Politik, sondern lediglich in der Religion. In einer offiziellen Erklärung aus dem September 1911 haben die in China wirkenden Missionare des Vereins mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen, „daß nicht die Vermittelung bloßer Kulturgüter, sei es auch solcher, die ihrerseits erst selbst eine Frucht des Christentums sind, und ebensowenig die Pflege besonderer nationaler Interessen den Kern unserer Aufgabe und das letzte Ziel unseres Wirkens bilden. Wir sind vielmehr der gemeinsamen Ueberzeugung, daß dieses im Reiche Gottes gemäß den Evangelien gesetzt ist, und daß allein das christlich-religiöse Prinzip imstande ist, uns volle innere Kraft und Wahrheit zu verleihen."

Aber gerade auch nach der religiösen Seite hin ist das, was jetzt in Ostasien geschieht, von gewaltiger Bedeutung. Das Einströmen der äußeren, technischen Kultur Europas in China bedeutet unausbleiblich auch eine schwere Erschütterung und Umwälzung des überlieferten religiösen Lebens, eine Erschütterung nicht nur des Aberglaubens des niederen Volkes, sondern auch der konfuzianischen Welt- und Lebensanschauung der Gebildeten. Was wird das Ergebnis dieser geistigen Umwälzung sein? Welche Richtung wird das religiöse und sittliche Leben dieses Viertels der Menschheit einschlagen? Das kann uns doch unmöglich gleichgiltig sein. Schon um unser selbst willen, so gewiß von diesem geistig so fähigen Riesenvolk, je mehr es mit den Völkern des Westens in Verkehr tritt, die stärksten Wirkungen auf unser Geistesleben ausgehen werden. Die Vorgänge drüben, deren Zeitgenossen wir sein dürfen, rufen Jeden, dem sein evangelisches Christentum etwas wert ist, und der etwas Verantwortungsgefühl besitzt, auf das dringendste zur Mission.

Und nun haben wir dort eine Mission, die in anerkannt vorbildlicher Weise das große Erziehungswerk in die Hand genommen hat: Brücken zu schlagen vom Konfuzianismus zum Christentum; mit liebevoller Versenkung in die klassische altchinesische Geisteswelt das zu suchen und zu pflegen, was dem Geist des Evangeliums darin wesensverwandt ist; und die gebildeten und Bildung suchenden Chinesen in dieser Zeit allgemeiner geistiger, religiöser und sittlicher Erschütterung zu einer fest gegründeten Welt- und Lebensauffassung zu führen, die christlich ist und volkstümlich chinesisch zugleich. Wir haben eine Mission, die sich bewußtermaßen grundsätzlich frei gemacht hat von der alten pietistischen Bekehrungsmethode, einzelne Seelen einzufangen, in kleinen Missionsgemeinden zu isolieren und triumphierend die Bekehrten und Getauften zu zählen; eine Mission, die in ihren Krankenhäusern und besonders in ihren Schulen nicht so sehr Bekehrungsarbeit als vielmehr Erziehungsarbeit treiben möchte, Volkserziehungsarbeit in großzügiger, weitblickender Weise. Wer einen kleinen Eindruck von dem großen Wert dieser Missionsarbeit und ihren allerdings nicht bequem durch eine Taufstatistik meßbaren Erfolgen bekommen will, der lese nur, was Hackmann im vorigen Jahrgang der Christlichen Welt Nr. 22, Sp. 516 f. in seinem Reisebrief „Die grüne Insel" (d. h. Tsingtau) über die Wirksamkeit unsrer in China tätigen Missionare D. Wilhelm und Lic. Schüler schreibt. Hier ist ein Weg, auf dem wir die Pflicht, welche die ernste, verantwortungsvolle Stunde uns auferlegt, erfüllen können, in gesunder Weise, ohne religiöse Treiberei in das chinesische Volkstum die Lebenskräfte des Evangeliums einzuführen, ihm und — uns selbst zum Segen.

Wenn doch endlich unsre Freunde und Gesinnungsgenossen diese Verantwortung in ihrer ganzen, ungeheuren Größe erkennen und empfinden wollten! Was könnten wir leisten, wenn uns nicht immer wieder durch Mangel an Mitteln die Hände gebunden wären! Wieder ist die Arbeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins gehemmt durch ein Defizit von mehr als 40000 Mark; bei einer Jahreseinnahme von ca. 140000 Mk. eine große Summe. Aber müßte es nicht für unsre freier gerichteten Evangelischen, wenn sie nur ihre Zeit verstehen, ein Leichtes sein, diese Schuld aus der Welt zu schaffen und das Schiff des Vereins flott zu machen zu zukunftsfroher erfolgreicher Fahrt? Und nicht nur Geld brauchen wir. Wir brauchen vor allem auch Menschen. Für die Schulanstalten in Tsingtau sucht der Verein auf möglichst bald einen jungen Theologen, unverheiratet, mit gewissen pädagogischen Erfahrungen, — sollte nicht für diese herrliche Aufgabe eine ganz erstklassige Kraft unter unsern jungen Freunden zu finden sein? Und endlich, wer hilft mit, hier in der Heimat zu werben, öffentlich oder von Person zu Person, durch Wort und Schrift, je nach Stellung und Beruf in größeren oder kleineren Kreisen? Wer hilft mit, das Verständnis zu wecken für die gewaltigen und dringlichen Aufgaben, die da vor uns liegen? Wir brauchen

viele tatkräftige, opferfreudige Mitarbeiter. Gott gebe, daß eine spätere Zeit nicht einmal über uns das Urteil fällen müsse, wir Evangelischen freierer Richtung hätten unsre Zeit nicht verstanden und vor den größten weltgeschichtlichen Aufgaben, die Gott uns in unsrer Zeit gestellt, versagt! Wilhelm Lueken

Die Verpflichtungs- und Agendenfrage auf der württembergischen Landessynode

3. Ausblick

Als die Tagung der Synode hinter uns lag, stand ich unter dem unmittelbaren Eindruck — und noch immer ist mirs so: Jetzt ist nichts nötiger, als daß wir Pfarrer auf dem neugewonnenen freieren kirchlichen Boden mit allen Kräften positiv-religiöse Arbeit tun. Je weniger sich der einzelne Pfarrer durch einen gesetzlichen Bekenntnis- und Buchstabenzwang beengt zu fühlen braucht, je weniger sich also die Kräfte in innern und äußern Konflikten zerreiben müssen, desto nötiger ist der maßvolle und besonnene Gebrauch der gewonnenen Freiheit. Inzwischen sind nun aber Ereignisse eingetreten, die die Sorge wecken könnten, ob die Liberalen Württembergs wirklich hierin ihre nächste und vornehmste Aufgabe erkennen. Mit überraschender, man könnte fast sagen elementarer Dringlichkeit ist nämlich neuestens auch unter ihnen das Bedürfnis nach Zusammenschluß erwacht.

Zuerst hat im letzten Winter eine Vereinigung von „Freunden evangelischer Freiheit" sich zu sammeln begonnen, und am 3. Mai d. J. sich als „Vereinigung für evangelische Freiheit" satzungsmäßig konstituiert. Sodann ist in einer am 10. Juni d. J. zu Stuttgart stattgehabten, von Theologen und Laien zahlreich besuchten Versammlung ebenfalls eine engere Fühlungnahme freier gerichteter Theologen und Laien erwogen und in Aussicht genommen worden. Wie es kam, daß sich dieses Zusammenschlußbedürfnis gleich zu Beginn nicht einheitlich befriedigen ließ, ist für die württembergischen Leser ohne Erklärung verständlich, für weitere Kreise ohne Belang. Es möge deshalb nur Motiv und leitende Absicht bei der zweiten in Aussicht genommenen Vereinigung mit einigen Worten skizziert werden. Ernste Bedenken dagegen liegen nahe genug, und sie konnten kaum schärfer ins Auge gefaßt und gewissenhafter erwogen werden, als es in der Versammlung vom 10. Juni geschehen ist: Ist eine solche Vereinigung überhaupt und zumal jetzt ein Bedürfnis? birgt sie nicht zu große Gefahren in sich? wird nicht die Verschärfung der Gegensätze die unvermeidliche Folge sein? treiben wir damit nicht geradewegs ins kirchliche Parteiwesen hinein? Mehr noch: wird nicht dadurch die bisherige ruhige Entwicklung gestört, und der eben auf diesem ruhigen Weg erreichte Fortschritt gefährdet werden? Wenn doch, trotz dieser nicht ernst genug zu nehmenden Bedenken das starke Verlangen nach Zusammenschluß voraussichtlich zur Tat werden wird, was ist der letzte und tiefste Grund? worin liegt das eigentliche Bedürfnis? und was ist das vorschwebende positive Ziel, das im Blick auf die religiöse und kirchliche Signatur der Gegenwart angestrebt werden soll und die Bildung einer dafür wirkenden Organisation rechtfertigt?

Es ist überaus dankenswert, daß weder in einer augenblicklichen kirchlichen Schwierigkeit noch in dem bisherigen Verhalten der rechtsstehenden Gruppen die entscheidende Nötigung liegt. Was ohne eigentlichen Kampf erreicht worden ist, von dem ist zu hoffen, daß es auch ohne nachfolgende schwere Stürme wird behauptet werden können. Und wenn auch die Befriedigung über den Ausgang der Synode bei den freier Gerichteten rückhaltloser sein mag als bei den Altgläubigen, es ist doch kein Ton der Mißstimmung aus dem Lager der letzteren laut geworden, geschweige denn, daß eine Kampfesstimmung in demselben wahrzunehmen wäre. Damit ist von vornherein ausgeschlossen, daß es sich um die Bildung einer Kampfesorganisation, etwa mit Frontstellung gegen Rechts handeln müßte. Daß nun aber gerade jetzt, wo so Namhaftes gewonnen ist, der Wunsch nach engerer Fühlung mit dieser, wie gesagt, elementaren Stärke erwacht ist, ist ein deutlicher Beweis, daß diesem Verlangen ein wirkliches und spezifisches Bedürfnis zu Grunde liegt, das Bedürfnis zu bekommen, was die rechtsstehenden Gruppen längst besitzen: ein Zusammentreten und Zusammenhalten Gleichgesinnter zu gegenseitiger Stärkung und Förderung, zur klärenden Aussprache über die schwebenden kirchlichen Fragen und gegebenenfalls zur Ermöglichung gemeinsamen Handelns.

Eine andere Frage ist: was für ein positives Arbeitsziel die beabsichtigte Vereinigung sich zu stecken hätte? Auf zwei besonders wichtige Aufgaben, die die heutige Situation erfordert, habe ich in einem einleitenden Referat in der Versammlung vom 10. Juni hingewiesen: die eine, die der Zusammenschluß im Interesse der Theologen zu erfüllen hätte, die andere, noch wichtigere, die dem volkskirchlichen Ganzen zu gute kommen müßte. — Nicht leicht zu einer Zeit ist die Aufgabe des Pfarramts schwerer, verantwortungsvoller gewesen als in der unsrigen, vielleicht aber auch für die Besten und Edelsten nicht leicht einmal lockender angesichts des neu erwachten religiösen Suchens und Fragens. Freilich jeder neue kirchliche „Fall", der die Gemüter erregt, ob es sich um einen Pfarrer oder einen Generalsuperintendenten handelt, läßt offenbar werden, wie stark die Spannung zwischen der Gemeindeorthodoxie, die weithin in unserem Volke lebt, und dem theologischen Denken der Gegenwart noch immer ist, und geradezu eine der Schicksalsfragen unserer Kirche ist es, ob es gelingen wird, diese Kluft zu überbrücken, den tatsächlichen Gewinn der theologischen Arbeit für die Gemeinde fruchtbar zu machen, zum mindesten die Ueberzeugung zu wecken und zu stärken, daß lebendige christliche Religiosität mit der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis und der Teilnahme am heutigen Kulturleben nicht unverträglich ist. Aber wieviel innere Klarheit, Mut und Freudigkeit, wieviel pädagogische Weisheit, Takt und Besonnenheit gehört dazu, um dabei in der pastoralen Praxis den rechten Weg zu finden, um Beides fertig zu bringen: die persönliche Wahrhaftigkeit zu bewahren und nichts preiszugeben, wie einer unserer Freunde bei der Debatte schön bemerkte „von den Werten der Vergangenheit, die sich an den Namen Jesu knüpfen". Wir müssen allmählich über die ewigen „Fälle" hinauskommen. Wir müssen es lernen untheologischer, unmittelbar religiöser und damit im rechten Sinn positiver zu werden, auf allen Seiten, nicht unter Verleugnung theologischer Erkenntnisse, sondern in ihrer richtigen Verwertung. Der scheint mir kein „liberaler" Theologe im Vollsinn, der nicht seine Predigt zwei- und dreimal daraufhin durchsieht und durcharbeitet, wirklich unnötige Anstöße und Aergernisse zu vermeiden, sowenig der den Namen eines echten „Positiven" verdient, der seine Predigt mit Ausfällen gegen die böse Kritik und ungläubige Theologie spickt. Gewiß, hierbei handelt es sich um eine Aufgabe, für die schon das Hochschulstudium und die Anleitung des praktischen Seminars, dessen Einrichtung nun auch in Württemberg nahe bevorsteht, den Grund legen müssen. Aber theoretisch und auf einmal lernt sich das nicht, und darum ist es sehr wahr, was mir jüngst einer unsrer Freunde aus akademischen Kreisen schrieb: „Unsere jungen, mit freieren Anschauungen von der Hochschule scheidenden Theologen brauchen erfahrene Amtsbrüder und einen Freundeskreis, der sie vor dem Zurückgleiten in die alten Traditionen bewahrt und sie zugleich vor unsichern und ziellosen Experimenten behütet." Und eben dies verspreche ich mir mit von dem beabsichtigten Zusammenschluß zunächst einmal für unsern Theologenstand: mehr gegenseitige Handreichung und Förderung und zugleich mehr persönliche und kollegiale Selbstzucht und Stärkung des kirchlichen Verantwortungsgefühls.

Aber viel wichtiger noch scheint mir die andere, die volkskirchliche Aufgabe. Denn nicht um den Zusammenschluß einer Theologengruppe handelt es sich — dazu wäre das Bedürfnis doch nicht dringend genug — vielmehr um ein Fühlungsuchen und -gewinnen mit den Laienkreisen, und nicht zum wenigsten mit solchen Laien, die dem kirchlichen Leben, so wie es heute ist, entfremdet sind, und bei denen sich doch nicht selten ein tieferes religiöses Interesse findet, das unwillkürlich auch nach geistiger Gemeinschaft verlangt. Die Rede vom religiösen Suchen und Fragen unserer Zeit dünkt freilich vielen

gutkirchlichen Christen ein Märlein. Sie sehen fast nur Abfall und Unglauben. Aber es ist hier, wie immer, wo es unternommen wird, einem Bedürfnis entgegenzukommen: erst wenn für seine Befriedigung gesorgt wird, tritt zu Tage, wie groß es wirklich ist. So sehen auch die, die dem besondern religiösen Bedürfnisse des heutigen Menschen zu dienen sich bemühen, tiefer in das geheime Sehnen vieler Menschen unserer Tage hinein. Es ist wirklich unter allerlei Formen und Gestalten mehr religiöser Hunger und Durst vorhanden, als man gemeinhin denkt, und auch die Anzeichen mehren sich, daß an Stelle des auflösenden und zersetzenden religiösen Individualismus, der so Viele innerlich verarmen und Andere, die reicher wären, für das Volksganze unfruchtbar bleiben läßt, wieder ein Heimweh nach dem Wert und Segen religiöser Gemeinschaft zu erwachen beginnt. Soll dieses religiöse Lebens- und Gemeinschaftsbedürfnis ungestillt bleiben? und wie kanns gestillt werden? Wahrhaftig, es wäre Vermessenheit, die Arbeit an dieser Aufgabe, wenn nicht gar ihre Lösung zum Monopol einer Richtung zu machen. Jede rechtschaffene Predigt, jede treue Seelsorge, jede verständige Arbeit in Kirche und Schule leistet hiezu einen Beitrag; aber zugleich ist offenkundig, daß die kirchliche Arbeit in ihrer traditionellen Form allein nicht mehr genügt. Denn die Sache steht doch so, daß selbst in unserem kirchlichen Württemberg Hunderte und Tausende für die unmittelbare kirchliche Beeinflussung nicht mehr zugänglich sind. Sie haben fast alle Fühlung mit der Kirche, und was noch schlimmer ist, vielfach das Vertrauen zu ihr verloren. Ihnen mit kirchlichen Ansprüchen dogmatischer oder kultischer Art zu kommen, ist völlig nutzlos. Vollends für kirchliche Organisations- und Verfassungsfragen, seis der Einzelgemeinde, seis der Gesamtkirche, fehlt ihnen, wenn sie nicht gerade politisch interessiert sind, jedes eigentliche Interesse. Wohl aber haben nicht Wenige unter ihnen mehr oder minder bewußte religiöse Bedürfnisse, und einen andern Weg, sie wieder für das religiöse Gemeinschaftsleben zu gewinnen, wieder mehr kirchliches Heimatsgefühl in ihnen zu wecken, gibt es nicht als Verständnis, Teilnahme für dies ihr innerstes Herzensbedürfnis. Erst wenn sie sich hier verstanden, auch in ihren Fragen und Zweifeln verstanden fühlen und darauf befriedigendere Antwort finden, wird es ihnen in der kirchlichen Gemeinschaft wieder wohl werden. Daß dies aber geschieht und gelingt, wieviel liegt daran, nicht bloß um ihrer selbst, sondern um des Volksganzen willen! Nichts ist sicherer, als daß für die Bekenntniskirche alten Stils die Stunde geschlagen hat, und nichts bleibt übrig, als daß wir uns mit vollem Bewußtsein auf den Boden der bekenntnisfreien (NB. nicht bekenntnislosen!) Volkskirche stellen.*) Wir können es auch mit gutem Gewissen tun, da nicht bloß der geschichtliche Zusammenhang mit unserem bisherigen kirchlichen Leben darauf weist, sondern die Volkskirche trotz ihrer Unvollkommenheit doch unter allen Kirchenformen dem Universalismus des Evangeliums am meisten entspricht. Aber erhalten wird uns diese „Pflegestätte christlicher Volkserziehung" (Mezger), „dieses Mittel der Geduld Gottes mit den Massen" (H. Cremer) nur, wenn es gelingt, auf einer breiteren Basis als der einer rechtlich geschützten Bekenntniseinheit, die in Wirklichkeit doch nur eine Fiktion ist, nämlich auf dem Grund des rein religiösen Glaubens an die dem Evangelium selbst innewohnende Ueberzeugungs- und Einigungskraft unter unsern Volksgenossen ein neues Gemeingefühl kirchlicher Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Verantwortung zu pflanzen, wenn es insbesondere auch gelingt unter den dem kirchlichen Leben ferner stehenden Volkskreisen wieder mehr persönliches und tätiges Interesse für das gemeinsame religiöse Leben zu wecken. Daß das ein Ziel ist, das über alle Parteischranken hinaus weist, und daß es keiner einzelnen Richtung einfallen kann, seine Verwirklichung gleichsam in eigene Regie zu nehmen, ist selbstverständlich; aber eben so gewiß dürfte es sein, daß für die klare Erkenntnis dieser Aufgabe, wie für deren zielbewußte Inangriffnahme die Voraussetzungen sich eher bei denen finden, die durch die Tradition weniger gebunden sind und dem geistigen Leben der Gegenwart aufgeschlossener gegenüber stehen. — In der Tat hierin allein, hierin aber auch wirklich scheint uns allen Bedenken zum Trotz der ausschlaggebende Rechtsgrund zu liegen für eine besondere Organisation, von der wir hoffen, daß sie ein bewußtes aktives Wirken auf dieses Ziel hin ermöglicht, und zugleich glauben, daß sie durch die Größe und Weite ihres Zieles in sich die Kraft trägt, vor engherzigem Fraktionsgeist zu behüten. Denn volkskirchlich arbeiten kann man so wenig wie mit orthodoxem, mit liberalem Sektengeist.

Es war uns dabei von höchstem Wert, daß genau diese Gedanken, die im Referat vom 10. Juni eingehender ausgeführt worden waren, zwar weniger in der Debatte, umsomehr aber nachher auf schriftlichem Wege ein lebhaftes Echo namentlich von nicht theologischer Seite gefunden haben. Zwar hatte schon in der Versammlung ein Arbeiter mit beredten Worten gerade diese volkskirchliche Abzweckung des Zusammenschlusses unterstrichen, die Notwendigkeit einer volkskirchlichen Arbeitsgemeinschaft betont und das Bedürfnis positiv religiöser Anregung, einer „Evangelisation" höherer Ordnung ausgesprochen („ich meine nicht das entsetzliche Ding, das sich heute manchmal so heißt"). Aber ganz besonders eindrucksvoll unter den Zuschriften war ein Brief vom 12. Juni, den ich mir um seines programmatischen Charakters und geradezu zeitgeschichtlichen Inhalts willen nicht versagen kann, mit Erlaubnis des Schreibers, in den Hauptstellen mitzuteilen. Der Verfasser, ein mir bis heute persönlich unbekannter Herr, der, wie er schreibt, aus streng konservativen Kreisen stammend, durch das grundwahrhaftige, fromme und freie Wirken eines jüngern Theologen für eine unbefangenere Stellung gegenüber allem Gewordenen und Vergangenen gewonnen worden ist, spricht zuerst seine volle Zustimmung zu dem gehörten Referate aus:

Jedes Wort vom ersten bis zum letzten war mir aus der Seele geredet, ganz einfach, weil es meines Erachtens den wirklichen Tatsachen und den Bedürfnissen unserer Zeit, speziell unserer württembergischen Art völlig gerecht wurde.

Dann fährt er fort:

Wir Schwaben .... können beides, uns streiten und uns vertragen, liberal und zugleich konservativ sein, wenn anders unter den beiden letzteren nicht die parteimäßige Ausprägung gemeint ist. Man lacht über das Bülowsche Wort von der konservativliberalen Paarung; aber ich frage: Wieviele Menschenkinder gehen heutzutage in der evangelischen Kirche aus und ein oder um sie herum, auf die tatsächlich diese Charakterisierung zutrifft! Drum ists heute, zumal im Schwabenland, nicht an dem, alle die, denen die Volkskirche ein wertvolles Gut ist, das man erhalten und fördern sollte, in zwei feindliche Heerlager auseinanderzureißen; wohl aber ist die Zeit gekommen, daß die in ihrer Grundrichtung einander Näherstehenden, in unsrem Fall also wohl die die hellen Erkenntnisse und Fortschritte der Gegenwart freudig Bejahenden und zur Weiterbildung und Ausgestaltung unserer evangelischen Kirche in gesund fortschrittlichem Sinne gerne Bereiten sich enger zusammenschließen zu gegenseitiger religiöser Förderung und Stärkung, Hebung neuer Werte und Durchführung nötiger Reformen zum Heile der evangelischen Kirche, unseres gesamten Volkes. Selbstverständliche Voraussetzung sollte freilich bei allen, die mittun, sein: daß Verfassungs- und Organisationsfragen nicht das erste Nötigste und Wertvollste im Programm sein dürfen, vielmehr die religiöse Frage und die Anerkennung der Tatsache, daß auf jedem dogmatischen Standpunkt und in jedem kirchlichen Lager, ob rechts, links oder in der Mitte hervorragend tüchtige religiöse und sittliche Persönlichkeiten gedeihen können.

Unter diesen Voraussetzungen scheint es mir sehr wohl möglich, daß wir Schwaben in einer neuen Vereinigung das scheinbar Unmögliche tatsächlich fertig bringen, nämlich sich mit voller Hingebung der Pflege einer moderneren Art von Christentum und deren langsamer Durchführung unter Anwendung neuzeitlicherer Arbeitsmethoden zu widmen und doch der Berechtigung anderer Art und Auffassung innerhalb der Landeskirche vollauf Rechnung zu tragen und charaktervoll Frieden zu halten, wofern nicht der Kampf in unbrüderlicher (und daher unchristlicher) Weise aufgedrängt wird. Wir sind Kinder einer Mutter, nur eben je mit besonderer, hoffentlich wertvoller Eigenart. Ich meine, wem es nicht um positive religiöse Arbeit, sondern in erster Linie um Organisationsfragen und Verschärfung der Gegensätze zu tun ist, oder wer nicht die Fähigkeit in sich besitzt, wertvolle Bestandteile auch unter Andersgerichteten zu entdecken, und nicht willens ist, auch den rechts stehenden Genossen Redlichkeit der Absicht und wertvolle religiöse Eigenart zuzugestehen, der sollte seinen Anschluß irgendwo anders suchen. Daß eine derartige Richtung unsere evangelische Kirche wesentlich zu fördern und den Kirchenwagen um ein gutes Stück vor-

*) Es sei hier an die Rektoratsrede von Professor Mezger in Basel erinnert: „Eigenart und innere Lebensbedingungen einer protestantischen Volkskirche", deren lichtvolle Ausführungen Niemand ungelesen lassen sollte, den die kirchliche Frage der Gegenwart beschäftigt. Basel, Helbing und Lichtenhahn 1909. 31 S. 60 Pfg.

wärts zu bringen imstande ist, kann ich kaum glauben, bestreite auch das Bedürfnis einer solchen Organisation vollständig. Wann sieht man denn endlich ein, daß von der bloßen Forderung nach freiheitlicher Verfassung, vom bloßen Kritisieren engherziger Kirchenbehörden kein Mensch leben kann? Und wie oft will man noch die Erfahrung machen und die Enttäuschung erleben, daß unter den bloß äußerlich liberal Gerichteten Tausende hinter sich gehen und die Lust zum Mittun verlieren, sobald es sich um ernsthafte Mitarbeit von Laien in wahrhaft und hochnötig innerkirchlichen Angelegenheiten handelt, Jugendpflege, Sonntagsschule, Kranken- und Armenpflege usw.? Da halten immer nur die wirklich Religiösen, also einfach die tiefer Gegründeten (gleichviel welcher Art und Richtung im Einzelnen) aus.

Also soll das Programm der Vereinigung in vorderste Linie die religiöse Frage stellen, aber dann freilich auch zu positiver Beeinflussung der Kirche und aller ihrer Instanzen (Kirchengemeinderat, Synoden und Kirchenregiment) innerhalb der notwendigen Grenzen aufrufen. Daß der Weg lang sein wird und die Geduld ausdauernd sein muß, wenn etwas Rechtes und Bleibendes erreicht werden soll, daß namentlich auch mit viel maßvoller Besonnenheit vorzugehen ist, halte ich für unumgänglich notwendig. Die „Unentwegten", die „Aufrechten", die „Himmelsstürmer" sehen natürlich mit Geringschätzung und mitleidigem Achselzucken auf diesen unscheinbaren, stillen Weg; aber die Geschichte aller Zeiten und auf allen Gebieten, insonderheit im Leben der Kirche zeigt unwiderleglich, daß der Erfolg im umgekehrten Verhältnis zur äußeren Pose des Auftretens steht. . . . .

Endlich nach einer interessanten Schilderung seiner persönlichen Erfahrung und Entwicklung unter dem Einfluß der Wirksamkeit jenes Geistlichen schließt der Verfasser:

Schade, daß die neue Vereinigung jetzt erst kommt und nicht schon früher, als ich einen derartigen Zusammenschluß so sehnlich herbeiwünschte und zu eigener Rückenstärkung so sehr bedurft hätte. . . Am Zustandekommen der Sache ist mir ungemein viel gelegen. Da sie aus Gott stammt und zu Gott führen will, kann ihr der Segen von oben nicht fehlen.

In der Tat, in diesem Laienwort ist völlig zutreffend die Richtung bezeichnet, in der sich grundsätzlich die Arbeit der Freiergesinnten Württembergs wird weiter bewegen müssen, wie sie schon bisher diese Linie innegehalten hat. Aber sollte nicht damit auch für andere Kirchengebiete der Weg gewiesen sein, der aus den heutigen Wirrnissen herausführt? Von Rechts und Links her wird heute so manchmal die Unerträglichkeit der gegenwärtigen Lage behauptet und die Unvermeidlichkeit des kirchlichen Auseinandergehens proklamiert. Es läßt sich begreifen angesichts der schroffen Gegensätze zwischen der äußersten Rechten und Linken; aber ich finde, es ist so wenig Glaube an die gemeinschaftbildende Kraft des Geistes Jesu Christi dabei. Auch ist es ein zum mindesten verfrühter Pessimismus, solange nicht einmal der ehrliche Versuch gemacht ist, ob nicht, zumal angesichts der gefährlichen gemeinsamen Feinde, die verschiedenen kirchlichen Richtungen unbeschadet ihrer Selbständigkeit, der Besonderheit ihrer Anschauungen und Arbeitsweisen auf dem Boden der Volkskirche im Geiste der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe nebeneinander wirken können. Wir Schwaben möchten wenigstens diesen ehrlichen Versuch machen. Es ist uns ja wahrlich das Rühmen nichts nütze, denn gerade wir Württemberger tragen einen guten Teil Mitschuld an den kirchlichen Wirren der Gegenwart. Apostolikumstreit und Bibelstreit haben vor zwanzig Jahren von Württemberg ihren Ausgang genommen. Es ist also nur billig, wenn wir die Verantwortung fühlen, auch unser Teil wieder zur Entwirrung, zur Beruhigung und Gesundung des kirchlichen Lebens im evangelischen Deutschland beizutragen. Gotthilf Herzog

Charles Secrétan

3

Der Reichtum zarten und tiefen Empfindungslebens, das Secrétan auszeichnete, gibt sich besonders in seinen Beziehungen zu den Frauen kund. „Ich habe in der Seele etwas Weibliches": diese Worte, die er als junger Mann an seinen Freund Chappuis schrieb, erinnern an das oft zitierte Selbstbekenntnis Schleiermachers. In der Tat, es war Secrétan vergönnt, einer Reihe edler, geistvoller Frauen näher zu treten, die jede in ihrer Art bildend und erziehend, vertiefend und erhebend auf ihn eingewirkt haben. Kaum dem Knabenalter entwachsen, wurde er durch die mystisch angehauchte Frömmigkeit einer jungen Schottin, der Gemahlin des Hauptmanns Gordon gewaltig angezogen, und fand im geistlichen Verkehr mit dieser durch die religiöse Erweckung jener Zeit angeregten Frau einen Ersatz für das, was ihm weder der aufklärerische Geist des Vaters, noch die scheue Zurückhaltung der Mutter im Familienkreise zu bieten vermochten.

Einige Jahre später, bestrickte ihn der Zauber der durch ihre Schönheit, ihre Geistesgaben und ihre Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneten Gattin des waadtländischen Dichters Juste Olivier, der „Muse der lausanner Akademie". Mit dem Ton lyrischer Begeisterung, den Secrétan in seinen Briefen anschlägt und der sich nur in Gedichten völlig genug tun konnte, verband der kaum zwanzigjährige Student einen Eifer des Gehorsams und der Unterwürfigkeit, der dem Vater Secrétans etwas Unwillen und Aerger verursachte. Ihrem Rate und der eigenen Neigung folgend, entschied sich der junge Secrétan für die philosophische Laufbahn; da er indessen das Rechtsstudium dabei nicht aufgab, und seine juristischen Prüfungen mit Erfolg bestand, wurde Vater Secrétan mit der Ratgeberin seines Sohnes wieder ausgesöhnt.

Einen wenn nicht tieferen, jedenfalls anhaltenderen, über ein halbes Jahrhundert sich ausdehnenden Einfluß übte die Frau des berühmten Apologeten und Literarhistorikers Alexander Vinet auf Secrétan aus. Während Ch. Secrétan am Pädagogium in Basel den erkrankten Lehrer vertrat (1835), übernahm Frau Vinet das nicht leichte Geschäft der Erziehung ihres jungen, in voller Sturm- und Drangperiode sich bewegenden Freundes. Den etwas vorlauten, rechthaberischen, zuweilen aufbrausenden Jüngling, der sich nicht scheute, älteren, angesehenen Leuten ins Wort zu fallen und das Gespräch für sich allein in Beschlag zu nehmen, wußte die kluge und tapfere Frau mit Freundlichkeit und Freimut zurecht zu weisen, sie erteilte ihm mütterliche Ratschläge bescheidenen Benehmens und seiner Lebensart, sie hielt ihm seine Taktlosigkeiten und seine Unbeholfenheit vor, sie suchte das widerspenstige, nach allen Seiten ausschlagende Fohlen zu zähmen und zu besänftigen. Daß Secrétan die hierauf bezüglichen Briefe seiner treuen, wohlmeinenden Erzieherin aufbewahrt hat, macht ihm alle Ehre und zeugt von der dankbaren Anhänglichkeit, die er ihr stets erwiesen hat. Als am 2. April 1847 der schwer kranke Vinet nach Clarens zog, wo er vierzehn Tage später sterben sollte, umgaben er und Samuel Chappuis den verscheidenden Freund, und dreißig Jahre später stand Secrétan dem Biographen Vinets, Eugen Rambert, ratend und helfend zur Seite. Er liebte es, am Abend Frau Vinet in ihrer stillen Wohnung zu besuchen, sie mit treuer Fürsorge und Pietät zu umgeben und den in seinen Jugendjahren übernommenen Verpflichtungen mit unwandelbarer Hingebung nachzukommen.

Vinet und seine Frau hatten Secrétan in die Familie des um das politische Wohlergehen des Kantons hochverdienten Staatsrats Foret eingeführt. Frau Alexis Foret reichte ihrer Freundin Frau Vinet zur Erfüllung ihrer pädagogischen Aufgabe an dem jungen Secrétan die Hand. Ausgestattet mit allen Eigenschaften des Geistes und Charakters, von seltener Vornehmheit, herzgewinnender Anmut und tiefer Frömmigkeit, spendete sie dem bei allen Anwandelungen ungeduldiger Unabhängigkeit doch gelehrigen Zögling und Freund reichen Segen und bleibende Förderung.

Viel später, im Jahr 1866 — er war damals fünfzig Jahre alt — begegnete Secrétan einer andern Frau, die von ihm bereits innerlich angeregt, ja ergriffen worden war, und die ihrerseits auf ihn selber tief einwirken sollte. Frau Edmond de Pressensé besuchte mit ihrem Gatten, dem ehemaligen Schüler Vinets, dem geistvollen Redner, dem hervorragenden Vertreter des Freikirchentums, Secrétan in Montreux. Frau von Pressensé war aus schweren innern Geisteskämpfen und Seelennöten durch das Studium von Secrétans Jugendwerk, der Philosophie der Freiheit, hinüber gerettet worden auf den festen Boden religiöser Gewißheit und lichtvoller Harmonie. Mit tiefgefühltem Dank erschloß sie das Heiligste ihrer religiösen Erfahrungen und ihres sittlichen Strebens dem Philosophen, der die Grundgedanken des ihm etwas fremd gewordenen Buches, in verjüngter durch das Feuer edler Begeisterung verklärter

Gestalt, entgegen nehmen durfte. Längere Unterredungen und ein reger Briefwechsel brachten zwar der nach Wahrheit suchenden Seele nicht die Lösung der theoretischen Zweifel, trugen aber dazu bei, ihr die Motive eines auch die widerstrebenden Erfahrungen überwältigenden Vertrauens zu vermitteln. Die Erlebnisse des deutsch-französischen Krieges und die blutigen Wirren der Kommune wandten ihr Interesse und ihre Teilnahme immer mehr der Liebestätigkeit zu, die das ihr entgegentretende ungeheure Elend ihr zum Bedürfnis und zur Pflicht machte. Die philosophischen und theologischen Probleme traten hinter der praktischen Lebensaufgabe zurück. Das Rätsel des Weltübels, das sie nicht durch theoretische Erwägungen zu lösen im Stande war, suchte sie durch den Einsatz ihrer Persönlichkeit, durch ihre Aufopferung in unermüdlicher Arbeit für die Verwahrlosten, die Verstoßenen, die Geächteten zu bewältigen.

Eine entsprechende Entwickelung vollzog sich in Secrétans Weltanschauung. Die Hinwendung zur Bearbeitung sozialer Probleme folgte zwar einem inneren Gesetze seines Geistes, der von der Schellingschen Spekulation sich losrang und die an Kant anknüpfenden sittlichen Interessen kräftiger wahrnahm. In dieser neuen Orientierung seiner Gedanken wurde er aber durch das Beispiel und das tatsächliche Vorgehn seiner edeln Freundin bestärkt. Der Idealismus, den er in der Behandlung der Frauenfrage bekundete, trägt die unleugbaren Spuren des Geistes der Frau von Pressensé.

Frau Gordon, Frau Olivier, Frau Vinet, Frau Foret, Frau von Pressensé, — sie alle haben dazu beigetragen, Secrétan aus der Gährung oft widersprechender Elemente zu einer harmonischen Persönlichkeit zu erziehen, in welcher das Spröde und Zarte sich immer inniger durchdrangen. Doch wie anregend und fördernd diese edeln Frauen auch gewesen sein mochten, alles was er ihnen verdankte wurde doch weit überboten durch den Segen, den er in einer beinahe fünfzigjährigen Ehe von seiner Gattin erfuhr, die er an seinem Lebensabend in den Worten charakterisierte, welche er an seinen Freund, den Philosophen Renouvier, schrieb: „Immer geliebt, gegenwärtig fast angebetet."

Marie Müller stammte aus einer Familie von Gelehrten und Schulmännern. Nach einer glücklichen Kindheit, in welcher sie besondere Anlagen zur Kunst gezeigt und oft den Wunsch geäußert hatte, Schauspielerin zu werden oder in ein Kloster einzutreten, verlor sie ihren Vater, der seiner zahlreichen Familie und seiner Tätigkeit als Schulrat in Augsburg durch einen Hirnschlag plötzlich entrissen wurde. Marie brachte den jüngern Geschwistern und der verwitweten Mutter das Opfer ihrer schwärmerischen Träume, und bildete sich zur Lehrerin aus. Sie trat als solche in Neuburg an der Donau ein und erwarb sich bald das Vertrauen und die Liebe ihrer Schülerinnen. Während der Sommerferien 1839 machte sie die Bekanntschaft des jungen Secrétan, der von München aus die bayerischen Alpen in mehrtägigen Reisen besuchte, an welchen auch Marie Müller mit einem befreundeten Verein Teil nahm. Der Sinn für Naturschönheit und ein noch mächtigeres Gefühl, tiefe Frömmigkeit, führte beide Herzen zusammen; allein mancherlei Hindernisse traten ihnen zuerst trennend in den Weg. Marie Müller war katholisch. Obgleich sie und ihre Familie der milden durch Sailer vertretenen Richtung zugetan waren, trug sie doch Bedenken, dem Protestanten, dem Fremden, der seine Studien noch nicht vollendet hatte, die Hand zu reichen. Treue Liebe überwand alle Hindernisse. Im Jahre 1840 fand in Lausanne die Trauung in der evangelischen Kirche St. Laurent statt. Dem jungen Paar wurde im Hause des Vaters Secrétan eine herzliche Aufnahme zu Teil; Marie eroberte in kurzer Zeit die Herzen ihrer neuen Familie und der Lausanner Freunde. Das Gehalt von 1800 Franken, die der Dozent der Philosophie damals bezog, war bei der völligen Mittellosigkeit der Frau ein sehr bescheidener Anfang. Tapferkeit, Gottvertrauen und gegenseitige Liebe taten Wunder und halfen durch. Nach der Revolution von 1845, die Secrétan seinen Lehrstuhl kostete, wurde die Lage noch schwieriger. Bei dem Staatsrat wegen seiner Mitarbeit an dem Courrier suisse sehr übel angeschrieben, hatte der seines Amtes enthobene Secrétan auch den Ausbruch des Zornes der radikalen Volkshaufen zu fürchten; er mußte seine junge Familie zuerst nach Clarens, dann nach Thonon vor den Roheiten des Pöbels retten. Während dieser Wanderungen und der provisorischen Besitznahme seines neuen Aufenthaltsortes starben ihm zwei Töchterchen im Laufe derselben Woche. Die Erkrankung des dritten Kindes nötigte die Mutter, nach Montreux zu ziehen. Unter allen diesen Schlägen verlor Frau Secrétan den Mut keinen Augenblick. Sie richtete ihren Mann durch Wort und Beispiel auf; sie erklärte sich bereit, ihm auf ein entlegenes Dorf zu folgen, wo er sich um eine Schullehrerstelle bewerben wollte; sie feuerte ihn zur Arbeit an, unterstützte seine literarische und journalistische Tätigkeit, half ihm kämpfen, tragen und entsagen. Der Ruf nach Neuchâtel brachte der schwer geprüften Familie wieder Ruhe und sicherte ihr ein genügendes Auskommen. Einige Jahre später traf den überarbeiteten Dozenten ein schweres Nervenleiden: er mußte um einen längeren Urlaub einkommen, der die Seinen wieder in Bedrängnis und Not brachte. Während der Abwesenheit ihres Gatten, der sich nach Lausanne begab, blieb die durch keinen Sturm gebrochene Frau am Ruder sitzen und führte das kleine Boot durch alle Klippen und Gefahren dem Ufer wieder zu. In jener Zeit schmerzlicher Einsamkeit trat sie in aller Stille zur evangelischen Kirche über, welcher sie in ihrem Herzen bereits seit längerer Zeit angehörte. Allmählich heiterte sich der Himmel wieder auf. Der kranke Gatte genas; in Ragatz, wo seine Frau auf seinen Ruf ihn besuchte, fand sie ihn von den Qualen erlöst, die ihn lange Monate gedrückt und geängstigt hatten; innerlich gestärkt und bereichert, konnte er seine Arbeit wieder aufnehmen. Die lyrischen Strophen, in denen er seine wiedergewonnene Jugend begrüßt und den Engel feiert, der ihm zum Frieden und zum Siege verhalf, sind in ihrer Einfachheit ergreifender als die Ueberschwenglichkeiten seiner romantischen Periode. In den folgenden Jahren überkamen ihn noch ab und zu Anfälle von Neurasthenie, schwermütige Stunden, aus denen ihn die treue Gefährtin mit fester und sanfter Hand heraushob: „Es ist Winter, habe etwas Geduld, der Frühling kommt wieder, und dann die Erntezeit, es muß das Feld etwas ruhen und brach liegen." Nach dem Schwinden dieser Schatten erwachte Secrétan zu größerer Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit: seine Frau kannte keine schönere Antwort auf ihren Zuspruch.

Es wurde ihr noch das Glück zu Teil, mit ihrem Gatten die Tage zu erleben, in denen der greise Philosoph sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern durfte. Der Ruhm des Lausanner Denkers hatte sich weit über die Grenzen seiner engeren Heimat, vor allem nach Frankreich verbreitet, wo er nicht nur die Freundschaft hervorragender Männer, an ihrer Spitze Renouvier, gewonnen hatte, sondern bereits einen bedeutenden Kreis eifriger und tüchtiger Jünger zählte. Die begeisterten Huldigungen, die dem lange verkannten Philosophen gebracht wurden, brachten seiner Lebensgefährtin hohe Genugtuung und reine Freude. Dann schlug die Stunde der Trennung. Frau Secrétan starb im Frühling 1890, als die Flieder zu blühen anfingen, nach kurzem zweitägigem Krankenlager. Den verwaisten Gatten, dem seine Töchter im Geiste der Mutter zur Seite standen, führten seine Spaziergänge beinahe täglich in den Kirchhof von Sallaz, wo er sich auf die Bank niederließ, neben dem Stein, das die Inschrift trägt: „Selig sind die Friedfertigen!"

Bei den Kundgebungen, die Secrétan an seinem Jubiläum und einige Jahre später, an dem Gründungsfest der Universität Lausanne ehrten, erteilte ihm Zürich den Doktorgrad honoris causa, Basel sandte ihm eine Gratulationsadresse, Deutschland war nicht vertreten. Eine tragische Ironie des Geschickes! Schwebte doch der Geist deutscher Dichter und Denker über Secrétans gesamtem Schaffen und Wirken. Dem deutschen Idealismus verdankte er den Grundstock seines geistigen Kapitals: Schelling, Baader, Kant waren seine ersten Führer gewesen. Aus Deutschland holte er sich die Gattin, die der gute Genius seines langen Lebens war. Mit Deutschlands Wesen verbanden ihn mancherlei Eigentümlichkeiten, die zur inneren Ausstattung dieses im Boden seiner engeren Heimat fest eingewurzelten Geistes und Charakters gehörten: eine tief innerliche Frömmigkeit, spekulative Kühnheit

und dialektische Virtuosität, ein feines Verständnis für Naturschönheit und Poesie, ein sonniger Humor, den plötzliche Schauer geheimnisvollen Trübsinns verdunkelten, männliche Kraft verbunden mit weiblichem Zartgefühl — eine reiche, durch merkwürdige Kontraste zugleich anziehende und zuweilen rätselhafte Natur. Wird er nun, nach seinem Hinscheiden, den Weg zu dem Lande wieder finden, mit welchem ihn eine bereits in seinen Vorfahren wahrnehmbare Seelenverwandtschaft und gleichsam eine prästabilierte Harmonie zu verbinden schien? Wird Deutschland die Frucht dessen ernten, was Deutschland ihm geschenkt hat? Das schöne Buch seiner Tochter, das in so lebensvoller Weise das Bild des Lausanner Denkers schildert, dürfte die beste Einführung in das Studium der philosophischen, religiösen und sozialen Gedankenwelt Charles Secrétans sein.

Drei Wochen nach ihrer Hochzeit feierte die junge Frau Secrétans zum ersten Male weit von ihrer deutschen Heimat das Weihnachtsfest auf waadtländischem Boden. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, den geschmückten und leuchtenden Tannenbaum zu entbehren, und machte einen schwachen Versuch, um den trauten Zauber der heimatlichen Erde auf den ihr noch fremden Boden zu verpflanzen. Nur schüchtern drang der Schimmer des ersten Weihnachtsbaums, den Lausanne gesehen hatte, über die Schwelle des jungen Paars. Im nächsten Jahr lieferten die Verwandten aus Deutschland ein reiches Material zu einer würdigen Ausstattung des Wunderbaums. Der wonnige Glanz des deutschen Weihnachtsfestes verbreitete sich in weitere Kreise, und an den Lichtern des Secrétanschen Hauses entzündeten sich immer mehr Herzen, die in immer zahlreichere Familien hineinleuchteten und deren Strahlen bald Stadt und Land erfüllten: die deutsche Feier hielt ihren Einzug in die französische Schweiz, und in ihrem Alter konnten Secrétan und seine Gemahlin sich einer Eroberung freuen, die das ganze Volk in ihren Bann gezwungen hatte. Möge in ähnlicher Weise der Segen, der von dem waadtländischen Denker, wie von seinem gottbegnadeten Landsmann Alexander Vinet ausgeht, immer weitere Kreise ziehen und dem Lande zu gute kommen, das berechtigten Anspruch auf diesen Segen haben darf.

Paul Lobstein

Abschiedsstunden

Abschiedsstunden gehören zu dem Ergreifendsten, das wir Menschen erleben; manche von ihnen prägen sich der Seele mit solcher Schärfe und Deutlichkeit ein, daß sie lebenslang in der Erinnerung haften und der Sturm ihrer Gefühle nie ganz verwehen kann. Die letzten Tage meiner Amtszeit im Auslande wurden mir unvergeßlich.

Sie waren gekommen, herbeigesehnt, wirklich herbeigesehnt seit langer Zeit mit der unendlichen Sehnsucht eines Menschen, den die Fügung, nachdem sie ihn zuerst reich beschenkte, zuletzt ganz einsam hinstellte an einen Ort, in dem die Einsamkeit Herrin war. Ich gestehe es offen, daß ich die Entsagungskraft der Eremiten — und unter ihnen befanden sich auch junge Leute — bewundere, daß ich aber als Mensch unsrer Zeit nicht imstande bin, gleiche Entsagungsfähigkeit zu beweisen. Es ist eine Unmöglichkeit, alle Lebenskräfte aus sich selbst entwickeln zu wollen; die Berührung mit der Welt, die viel größer ist, als wir selbst, entwickelt sie. Es ist ein Irrtum, in den Gedanken und Gefühlen solcher Entsagung das Höchste zu sehen: mir scheint, daß dabei gewöhnlich die Seele sich verengt und verarmt. Entsagung wird zur Schwäche — nicht immer. — Es war mir unmöglich, die besten Jahre meines Lebens in jenem engen Tale, an das sich von allen Seiten die Wälder herandrängten, zu verbringen, inmitten von Menschen, deren Geist seit Jahrzehnten in tiefem Schlafe sich befand. Kinder waren sie geblieben, doch nur dem Verstande nach: dagegen ist es schmerzlich, wenn Kinderuntugend bis in die grauen Haare konserviert wird. Es war das einsamste, verlorenste und vergessenste deutsche Dorf, das in einem versteckten Winkel der Dobrudscha im Königreiche Rumänien lag.

Der Mai war gekommen nach einem endlosen, schneereichen, schmutzigen Winter. Wir hatten wochenlang wie die Gefangenen in unsern Häusern gehaust. Als die letzten Fluten sich verlaufen hatten, die zerrissenen Wege wieder notdürftig gebessert waren und man draußen wieder gehen konnte, ohne die Sorge, die Stiefel zu verlieren, atmete ich auf. Aber die Frühlingsfreude war verfrüht. Schon setzte — es war nun das dritte Mal in drei Jahren — die Frühjahrstrockenheit ein. Die Sonne glühte bereits im April sehr sommerlich, wochenlang stand unverändert ein blauer Himmel über uns, in wenigen Tagen hatten sich die Wälder begrünt, in ihren Tiefen kamen nach einander die Schneeglöckchen, dann die Veilchen, dann die Maiglöckchen, es war eine Pracht gewesen, wie kaum zuvor; aber draußen auf den Aeckern senkte bereits die Saat die Köpfe und wartete auf Regen. So wars nun gewesen, solange ich das Land kannte: sollte zum dritten Male eine Mißernte drohen! Ich sehnte mich auch nach unserm deutschen Frühling. Doch sah ich mit Ruhe die Tage vorwärtsrücken, ich zähmte jede Ungeduld. Schon begannen, Wochen vorher, die Abschiedsfeiern in den entferntesten Filialen, zum letzten Male fuhr ich die glühende baumlose Chaussee nach dem 30 Kilometer entfernten Katalui, zum letzten Male sah ich bei der Rückkehr die steile Pyramide des Konsuls und unsre dahinter liegenden Waldberge in blauer Ferne auftauchen, sah sie sich nähern, fuhr am Konsul vorbei — Wege, die ich wohl manchmal in kalten und heißen Stunden, einsam meinen Empfindungen folgend, zum letzten Male zu beschreiten mich gesehnt hatte —, schon waren Abschiedsworte gewechselt, letzter Handschlag getauscht, und in der Ferne entschwand, um wohl nie wieder aufzutauchen, das Bild von Menschen, die mehrere Jahre in meinen Gedanken häufig eine Rolle gespielt hatten. So kamen die letzten Tage in der Fremde.

Am Donnerstag, dem 20. Mai, hatten wir zwei Wagen nach dem 60 Kilometer entfernten Braila geschickt, das für den Pfarrer der Norddobrudscha die Pforte ist, die den Eingang in sein weites aber einsames Reich bildet. Er verläßt dort den letzten deutschen Amtsbruder, setzt über die Donau und überschreitet damit die Grenze, die ihn von den Menschen seinesgleichen trennt. Er taucht hinein in eine andre Welt, in der er ganz auf sich gestellt ist. Am folgenden Tage sollte mein Nachfolger eintreffen — so wars in der Ferne verabredet. Ob freilich das Programm inne gehalten werden konnte, erschien mir selbst zuweilen zweifelhaft.

Ich war fertig, das Hauswesen geordnet, Susanne hatte mit Eifer gereinigt, und das alte Haus machte sein freudigstes Gesicht. Eine Sorge bedrängte mich noch: die Frage der Verpflegung. Es war die Zeit, in der die Wintervorräte im Dorf aufgezehrt waren, vor der Ernte aber schlachtet der Bauer nicht, und die Stadt war endlos entfernt. Es war in Bezug auf die leibliche Versorgung der schlechteste Augenblick des Jahres, — eine Zeit, in der sich einmal meine verstorbene Frau glücklich geschätzt hatte, als im Nachbardorfe ein Ochse den Fuß brach und Leben und Leib lassen mußte. Ich war ratlos. Da kam uns ein seltsames Geschick zu Hilfe. Da hatte am Abend vorher der Wolf die heimkehrenden Kühe dicht an der Dorfumzäunung angegriffen und einem jungen Rind das Euter zerrissen: Es mußte geschlachtet werden. Der Bauer klagte, uns war geholfen.

Der Freitag Vormittag verging langsam unter den Vorbereitungen für die zu haltenden Ansprachen. Je näher die Stunde der Ankunft rückte, um so weniger konnte ich nun doch eine ungeduldige Spannung unterdrücken. Es war in den letzten eineinhalb Jahren fast der einzige gebildete Mensch, der mein Haus betreten sollte, er brachte seine junge Frau mit — wie lange hatte doch dies Haus eine Frau entbehrt! Ich dachte zurück an jene Abende — wer könnte ihr Gewicht wägen! — da ich in dem leeren Hause allein bei der Lampe gesessen hatte, während das Dorf schlief. Dann hatte ich mit dem Hunde geredet, der des Abends immer auf dem Teppich unter dem runden Tisch lag; wir waren gute Freunde gewesen, wie oft hatte er mich in die Wälder begleitet, wie oft hatte er seinen spitzen, aristokratischen Kopf mir aufs Knie gelegt; ihn mitzunehmen — nein, er sollte dem Hause erhalten bleiben, er war zu wild, die weite

Fahrt mit ihm zu beschwerlich. Und ich dachte, wie ich so manchen Abend mir selbst auf dem Klaviere gespielt hatte, das so schwarz und stark auf seinem ersten Platze stand: Ja, wenn dieser Trostbringer nicht gewesen wäre — ich glaube, die langen Abende wären sehr grausam geworden. Und da hatte sie auch gesessen, so oft, zum letzten Mal, und spielte Beethovens Scherzo voll Licht und Leben. Hier war sie gegangen und hatte ihre Kinder sterben sehn und hatte gelitten. — Es war schon lange, lange her. Nun aber kamen wieder zwei Menschen, unsre eigne Ankunft wiederholte sich, und sie brachten Alles mit, was hierher gehörte: hoffnungsfrohe Jugend, Arbeitslust, Optimismus, Glück. Was würde bestehen bleiben?

Wir fuhren den Ankommenden entgegen bis dorthin, wo die große Ost-West-Chaussee an unsern Bergen vorübergeht. Dort hat man von der Höhe herab einen freien Blick auf mehr als zwei Meilen und bemerkt ein Gefährt auf die weiteste Entfernung. Zum letzten Male zog mich der treue Fuchs, der so oft mit mir mehr Geduld gehabt hatte, als ich mit ihm. Zum letzten Male war dieser Weg, einst der erste, dann noch oft unter den entgegengesetztesten Gedanken und Gefühlen beschritten, mehr als ein Wagen war dort gescheitert; ich hatte deshalb trotz der 100 Kilometer Wagenfahrt meine Heimreise über Konstantza beschlossen, ich wollte auch noch einmal das schwarze Meer und meinen dortigen treuen Freund sehen. Wir waren drei Wagen mit Männern, die zum Empfange ausrückten; ich weiß nicht, woran es lag, daß die jungen Burschen diesmal nicht zum Einholen mitritten. Wir fuhren in scharfer Fahrt über die sich schlängelnden Waldwege, dröhnend die Abhänge hinunter, da die Wagen nicht beladen waren, ging es ohne Unfall, wir standen auf der letzten Höhe, unter niedrigen, verkrüppelten Eichen, die in der geringen Erdschicht kein Wachstum fanden, wir blickten über das breite, gewaltige Tal, an dessen Ende wir standen. Zur Linken setzte sich unsere bewaldete Bergkette fort, bis sie ziemlich plötzlich zur Donau abfiel, deren Fläche stellenweise deutlich sichtbar wurde; zur Rechten erhoben sich kahle Felsenrücken. Sie zogen sich halb nach Norden, bildeten in der Mitte des Weges nach Braila mit zwei vereinzelten stolzen Erhebungen ein mächtiges Eingangstor und zogen sich dann, wie wir wußten, als jähe, zerklüftete Mauer bis in die Nähe der Stadt. In der Glut des Nachmittags lag leblos das Tal, schon vom Staub und Dunst der langen Trockenheit stark getrübt, vor uns in einiger Entfernung das frühere Türkendorf Akpuner, von dem die deutsche Besiedlung der Provinz ihren Ausgang genommen hatte. Soweit wir die Straße überblicken konnten — kein Gefährt war sichtbar.

Betrachtungen wurden angestellt, warum die Wagen nicht zur verabredeten Stunde zurück seien. Er wird wohl nicht gekommen sein, hieß es. Wir warteten über eine Stunde. Da behauptete Jemand: „Es sind zwei Wagen aus dem Kessel von Tscherna heraufgekommen." Wir besaßen kein Fernrohr; bald konnte auch ich erkennen, daß sich dort etwas bewegte — als wenn zwei Mücken in einiger Entfernung an der Wand kriechen. Man unterschied nicht Wagen noch Pferde. Es dauerte lange, bis sie sich näherten. Unsre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Einige machten den Vorschlag, nach Akpuner hinunter zu fahren und dort in der Schenke zu warten. Ich widersetzte mich. Endlich bogen sie in jenes Dorf ein, aber es dauerte lange, und fast verloren meine Leute die Geduld, bis sie auf unsrer Seite wieder erschienen. Jetzt wurde die Stimmung angeregt: „Sind sies, sind sies nicht?" — „Sie fahren für einen Deutschen zu langsam!" — „Aber es sind zwei!" — „Kannst du die Pferde erkennen? Friedrich Kühn hat links seinen Schimmel!" — „Ganz unmöglich." — Da hielten die Wagen dicht bei einander. Die Meinungen wurden erregter: „Sie sinds nicht." — „Was hätte ein Deutscher dort so lange zu warten!" — „Ja, warum halten sie?" — „Friedrich Kühn wird sich eine Zigarette drehen", tröstete ich. — „Das kann er auch im Fahren!" — „Sie sinds ganz bestimmt nicht!" — Zuletzt trat Gottlieb Schielke vor, unser erster Kirchenvorsteher, stellte sich gewichtig in den Kreis und verkündete das endgültige Resultat seiner Beobachtungen: „Leut, ich will euch was sagen!" — Er betonte das Was, sie horchten alle auf: „Wenn der Herr Pastor fährt, denn fährt'e, und wenn der Herr Pastor steht, denn steht'e." Da nickten sie alle aufatmend und sagten: „So wirds wohl sein, Gottlieb hat recht."

Inzwischen hatten sich die Wagen in Bewegung gesetzt und kamen näher. „Ich sehe vorn Friedrichs Schimmel." — „Es sitzt auch Jemand hinten im Wagen!" — „Sie sind doch mitgekommen!" Richtig, da fuhren sie auf der Chaussee heran, die Langersehnten, ich sah ihre weißen Gestalten auf dem eingehängten Sitz. Das Herz begann mir zu schlagen. Nun bogen sie in unsern Feldweg ein, es begann ein gegenseitiges Winken, nun klommen sie unsern Berg hinauf, nun hielten sie vor uns. Wir gaben uns alle die Hand, ich gestehe, daß ich vor Erregung kaum sprechen konnte. Ich hätte diese Menschen, die so erwartungsvoll, so kräftig und frisch aussahen, umarmen mögen. Es waren Menschen unsrer Art, lang Entbehrte. Was nimmt uns doch das Leben, wenn es uns einsam macht. Wieviel schenkt es uns durch gleichgesinnte, uns nahe stehende Menschen! Kann es etwas Größeres geben für uns, als solche Menschen zu suchen und sich zu erhalten mit Hingebung und Treue! Noch ists Zeit!

Sie fuhren voran, oft sich umwendend, ich sah, wie sie miteinander sprachen und sich auf Verschiedenes aufmerksam machten, wir betraten die Dorfflur und sahen in der Tiefe die weiße Kirche und die niederen strohbedeckten Häuser mit ihren Säulenumgängen, in der Dorfstraße und auf dem Kirchplatz stand eine Menge Menschen, die Glocke läutete, wir hielten vorm Pfarrhaus.

* * *

An jenem Abend aßen wir von dem Braten, den uns der Wolf beschert hatte. Wir waren wie Freunde, wir hatten unendlich viel zu erzählen. Ich zeigte Haus und Hof, Mohr, der Hund präsentierte sich und erregte helle Freude, über den Bechstein glitten wieder einmal geübtere Finger; sie fanden ihren neuen Besitz freundlicher als sie erwartet hatten. Es war ein Abend, der mit manchen Andern versöhnte. Der Morgen darauf brachte die amtliche und finanzielle Auseinandersetzung, meinerseits Aufschluß über den Stand und die Verhältnisse der Gemeinden und die Aufgaben, die außer den beruflichen zunächst zu lösen sein würden: dort Tilgung der Kirchbauschuld von 3000 Mark, hier letzte Hand an den neuen Gemeindesaal, fürs Ganze Ausbau der Gemeindeordnung, welche die Gemeinden näher zusammenbringen sollte, ferner ein Bericht über die bestehenden Gegensätze, deren Kenntnis, da die altgermanische Streitlust bis heute, zumal in deutschen Auslandsgemeinden, ihre zerstreuenden Wirkungen ausübt und hundertmal das Gefühl der Zusammengehörigkeit unterdrückt, für Neulinge unbedingt notwendig ist.

Der Sonnabend Nachmittag brachte dem neuen Pfarrer notwendige Vorbereitung für den Sonntag; ich beschloß, Abschied zu nehmen von dieser Flur, diesen Wäldern und Bergen, die mich so oft gesehen hatten. Ich ging zur Spitze des Goldbergs, der mit seinen 500 Metern die höchste Erhebung der Dobrudscha bildet und von dem aus man nach Westen mehrfach den Silberblick der Donau vor sich hat, während im Osten an klaren Tagen ein leiser Streifen das Meer andeutet. Die junge Frau wollte mich begleiten. Feierliche Stunde! An der Seite einer liebenswerten jungen Frau zu gehen, die den Sonnenschein ihres Glücks und das Erstaunen über eine neue Welt in sich trug. Wir blickten von oben herab auf das herrliche Waldgebirge, zählten die Blicke der Donau, ich glaube, es waren sieben, ich zeigte ihr die hohen Berge, durch die sie gefahren war, hinter denen nun verschlossen die gewohnte Welt lag. Ich zeigte ihr auch in der Fortsetzung des Atmatschaer Tales die nächste Filiale: Tschukurova, aus dessen Herden blauer Rauch aufstieg, führte sie auf den Felsensitz, von dem aus man in Ruhe das schöne Bild genießen konnte — da kamen aus der Ferne vom jenseitigen Höhenzuge mit gewaltigem Flügelschlag sechzehn Adler gezogen, in geringer Höhe über uns hielten sie, kreisten über uns, schlugen unter aufgeregten Schreien die Luft, daß es rauschte, und geberdeten sich so wild, daß ich unwillkürlich sagte: „Wir werden uns im Notfalle unter die Bäume flüchten müssen." Dann zogen sie weiter nach Norden, kehrten bald darauf zurück, wieder entwickelte sich über uns jenes wilde,

aufgeregte Schauspiel mit Schrei und Flügelschlag, bis sie zuletzt in der Richtung entschwebten, aus der sie kamen. Wir konnten die Frage nicht unterdrücken: Was hat das Alles zu bedeuten? Wem gilt der Gruß: dem Scheidenden oder den Kommenden? Hatten die Vogeldeuter der Alten ganz unrecht, wenn sie auf jene Stimmen hörten? Wir konnten damals den leisen Schauer einer Ahnung nicht von uns scheuchen. Als wir dann freilich dicht beim Dorf dem neuen Pfarrer in Begleitung des Lehrers begegneten und der Lehrer bei unsrer Erzählung die Frage hinwarf: wie nennt man doch diese Deuter des Vogelflugs — richtig: Auguren! — wir wandten uns zu einander und lächelten — da wurde damals der letzte Rest einer Ahnung hinweggelächelt, die, wie sich heute erwiesen hat, nicht grundlos in einem Herzen aufgestiegen ist.

Dann kam der letzte Sonntag: Einführungs- und Abschiedstag. Der Vormittag entbehrte bei allem Ernste nicht eines gewissen Humors. Die kirchliche Feier war auf 10 Uhr, die gewöhnliche Stunde, festgesetzt. Bei Tagesanbruch kamen von den Filialen noch eine Anzahl Wagen, mit Gästen. Dazu brachte die Erwartung die Gemeinde besonders früh auf die Beine. Dies und die Sorge, einen guten Kirchenplatz zu verlieren, führte dazu, daß bereits um 8 Uhr die ersten Kirchgänger sich auf der großen Freitreppe der Kirche sammelten, andere kamen dazu, die Glöckner, die mangels einer Turmuhr sowie sonst einer richtig gehenden Uhr im Dorfe mit der Zeit in täglichem Konflikt lagen, begannen unaufgefordert mit dem ersten Läuten, so daß ich herausstürmte: „Leute, es ist ja eine Stunde zu früh!“ Zu spät! Durch den Vorgarten zurückgehend sah ich, wie sich auf das Signal hin die Haustüren öffneten und unsre frohgespannten Dörfler heraustraten, um in der Kirche zu verschwinden. Derweil lag der neue Herr Pfarrer noch geruhig in seinem Bette und dachte an nichts Böses. Er hörte das Läuten, konnte es sich nicht erklären, beruhigte sich aber bei dem Gedanken, daß hier ein unbekannter Gebrauch vorliege und das Aufstehn gute Weile habe. Da klopfte ich an die Tür: „Entschuldigen Sie, aber es ist keine Zeit zu verlieren, die Unglücksmenschen haben zu früh geläutet.“ Wenn ihm nicht ein Segenswunsch über die Lippen fuhr — ich hätte das für das menschlich allein Richtige gehalten. Aber da gabs keinen Aufschub. Da kam, wieder viel zu früh, das zweite Läuten. Als ich, entrüstet über diese neue Unbotmäßigkeit, nachsah, kam die Antwort: Die Kirche ist ja voll! So wars wirklich. Ich schaute hinein. Da saßen sie aufs äußerste gedrängt, selbst die Vorhalle war mit stehenden Männern angefüllt; aber der erwartete Geistliche war noch beim Waschen. Ja, da half nichts, sie mußten eben warten. Das dritte Läuten beginnt, wenn wir auf die Schwelle des Pfarrhauses treten. Und sie warteten geduldig, wohl eine halbe Stunde, nur die Männer im Turm kamen zuweilen heraus und schöpften Luft. Das war die Introduktion einer Feier, die sonst ernst und eindringlich verlaufend, sich mit den erschütternden Gedanken und Erinnerungen, die sie mir auf dieser Wende des Lebens brachte, mir unvergeßlich in die Seele geprägt hat.

Der sonnige Nachmittag führte uns draußen auf der Waldwiese zum fröhlichen Waldfeste zusammen. Die Kinder spielten die nun schon gekannten und geliebten Spiele. Bei Beginn des Festes und in den Pausen redeten wir zu den Unsern, ich vielleicht zum letzten Male, herab von einer Waldkanzel, an deren Bau ich selbst mitgewirkt hatte, deren Besteigung trotzdem nicht gewöhnliche turnerische Fertigkeiten verlangte. Da sah ich sie noch einmal vor mir im zusammenfassenden Eindruck — die wohlbekannten Gesichter, die so voll Furchen waren und so früh graues Haar bekamen. Die Scheidenssehnsucht wurde zur Scheidenswehmut — als der Chor sang: Nun zu guter Letzt geben wir dir jetzt auf die Wandrung das Geleite. Wandre mutig fort, und an jedem Ort sei dir Glück und Heil zur Seite. —

Der letzte Morgen brach an, die Wagen standen bereit. Es galt 100 Kilometer; einmaliger Pferdewechsel. Am Himmel standen schwere Wolken. Es schien, als sollte an diesem Tage der Bann, der über der Landschaft lag, brechen. Ich war gern bereit, nachdem so viel in diesen Jahren vorübergezogen war, mich nun zu guter Letzt zum Heile des Landes durchweichen zu lassen. Einige Getreue befanden sich auf der Straße. Zum letzten Mal wurden Hände geschüttelt. Auf Wiedersehn in Deutschland, hieß es, wir besuchen Sie. Die neuen Pfarrersleute waren sehr still und gedankenvoll. Die Wagen rollten durchs Tor, die Winkenden verschwanden und auch das einsame Dorf verschwand. Wir sagten nichts. Dann wandte ich mich zur Seite, damit Gottlieb Schielke mein Gesicht nicht sehen sollte.

D

Verschiedenes

Sidonia von Bork, die Klosterhexe, angebliche Vertilgerin des gesamten herzoglich-pommerschen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Leipzig, Inselverlag 1911. Zwei Bände, 391 und 418 S. 6, Halbpergament 8 Mk.

Bei unserem Mangel an wirklich guten geschichtlichen Erzählungen verdient der Inselverlag Dank für die Neubearbeitung dieses bereits 1847 erschienenen Werkes, das ein Stück aus deutscher Vergangenheit und zumal die grauenhafte Not des Hexenwahnes im 16. und 17. Jahrhundert so lebensvoll und erschütternd wiedergibt. Da der Name des Verfassers auch im Leserkreise der Christlichen Welt ziemlich unbekannt sein dürfte, sei aus dem Nachwort mitgeteilt, daß Wilhelm Meinhold 1797 auf der Insel Usedom als Sohn eines armen Dorfpfarrers geboren wurde und als Theologe solche Gelehrsamkeit erlangte, daß er die theologische Doktorwürde erhielt. Sein erster Roman „Die Bernsteinhexe“ wurde 1843 auf Veranlassung des Königs von Preußen gedruckt. Das Revolutionsjahr 1848 führte Meinhold zum Katholizismus, zu dem er nach einem Urteil des vorliegenden Werkes über Luther und die Reformation schon vorher Neigung gehabt haben muß. Leider liest sich die Erzählung wegen ihres altertümelnden Chronikenstils nicht leicht. Christian Balzer

Kleine Mitteilungen. Zu dem Artikel über Evangelische Preßverbände in Nr. 35 wird aus Württemberg geschrieben:

Die Arbeit des dortigen Preßverbands ist vom vollen Vertrauen auch der freier gerichteten Theologen getragen, was sich gerade auf einer Mitgliederversammlung erwies, als ein Vorstoß gegen seine Haltung gemacht wurde — ein Vorstoß, der eben durch seine freimütige kirchenpolitische und theologische Neutralität veranlaßt war. Da die Schlußbemerkungen des Artikels sich gegenüber diesen Bestrebungen reserviert aussprechen und ganzes Vertrauen ihnen erst dann in Aussicht stellen, wenn „für die christliche Journalistik Gerechtigkeit, Billigkeit, Verstehenwollen auch des Gegners selbstverständliche Tugenden geworden sind“, so darf dem Evangelischen Preßverband für Württemberg mit gutem Gewissen das Zeugnis ausgestellt werden, daß er seit seinem Bestehen diese Parole zu befolgen nicht nur beflissen, sondern auch imstande war. Ebenso hat er die Linie der politischen Neutralität, gerade auch gegenüber der Sozialdemokratie, inne gehalten.

Nur um etwa möglichen Mißverständnissen zu begegnen und der Gefahr vorzubeugen, daß die Charakteristik, der dort genannten Preßverbände verallgemeinert werde, soll diese Stimme und dieses Urteil aus Württemberg zum Wort kommen — im Sinne einer Ergänzung jenes Artikels und zugleich als Zeugnis von der an sich segensvollen und heutzutage hochnötigen Wirksamkeit der Evangelischen Preßverbände.

Verantwortlicher Herausgeber i. V. Harro Harder in Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober **Eisenach** Fürstenhof

Mittwoch 2. Oktober Abends $^1/_2$6 Uhr: **Die Bedeutung der Theologie für die Religion.** Professor Harnack.

Donnerstag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Religion und Religionen.** Professor Otto.

Vertrauliche Verhandlungen. Gäste willkommen.

Mittwoch Nachmittag $^1/_2$5 findet die Generalversammlung des Vereins „Notwendiges Liebeswerk“ statt. Donnerstag 5 eine Besprechung in Sachen des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins. Donnerstag Abend und Freitag Vormittag die ordentliche Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“.

Im Fürstenhof stehen 75—90 Betten zur Verfügung zum Preise von 2 und 2,50 und 3 Mark. Frühstück 1,25 Mk. Vorauszubestellen unter Angabe des Preises.

Altona. Montag 9. September 4 Uhr im Kaiserhof: Frauenbildung. Dr. Meyer-Benfey in Hamburg.

Halle a. S. Freitag 20. September $8^1/_4$ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Der pantheistische Gottesbegriff bei Schleiermacher und Jatho. Oberlehrer Dr. Lörcher.

Nordhausen. Mittwoch 18. September 4 Uhr in der Hoffnung: Jesus und die religiöse Krisis der Gegenwart (mit besonderer Berücksichtigung Weinelscher Schriften). Pastor Stadtmann.

Plauen. Montag 9. September abends $8^1/_4$ Uhr Hotel Plauener Hof: Reformation und moderne Kultur. Lic. Mulert aus Halle.

Versammlungskalender

8.— 9. September	Internationaler Heimarbeit=Kongreß Zürich
9.—13. „	Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Leiden
9.—13. „	Deutscher Pfarrer=Tag Stuttgart
23.—26. „	Allgemeiner Ev.=Protestantischer Missionsverein Gummersbach
24.—26. „	Gustav=Adolf=Verein Posen
30. Sept. bis 4. Okt.	Theologische Woche Bethel
1.— 2. Oktober	Jahrhundertfeier der Württ. Bibelanstalt Stuttgart
2.— 4. „	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
3.— 6. „	Evangelischer Bund Saarbrücken
5.— 7. „	Verband für Internationale Verständigung Heidelberg
7.—10. „	Kursus für evangelische Preßarbeiter Halle
7.—10. „	Zweiter Missionslehrkursus Berlin
7.—11. „	Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Schleswig=Holstein Malente=Gremsmühlen
8.—18. „	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
10.—12. „	Deutscher Jugendgerichtstag Frankfurt a. M.
14.—19. „	Herrnhuter Missionswoche Herrnhut
15.—16. „	Rheinisch=Westfälische Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
17.—20. „	Gesellschaft für Hochschulpädagogik Leipzig
22.—23. „	Evangelischer Kirchengesangvereinstag Frankfurt a. M.
30. Okt. bis 1. Nov.	Deutsch=englische Verständigungskonferenz London

Statt jeder besonderen Meldung.

Heute früh entschlief sanft nach langem schweren Leiden mein geliebter Mann, der Vater meines Kindes,

Professor ***Edmund Schmidt***

Superintendent und Geistlicher Inspektor an der Kgl. Landesschule Pforta

Jer. 31, 3

Pforta *und* ***Glatz*** *Wilhelmstr. 11, am 27. August 1912*

Namens der Hinterbliebenen:

Ella Schmidt, *geb.* ***Ambrosius***

Heute ist unsre gute treue Mutter

Frau ***Katharina Weinel***

geb. ***Stübing***

nach langem, schwerem Leiden von uns gegangen.

Jena, *den 24. August 1912.*

Professor Weinel *und* ***Frau***

Kandidaten der Theologie können zur praktischen Ausbildung in der Fürsorge=, Erziehungs=, Pflegschafts= und Vormundschafts=Arbeit jederzeit eintreten im **Kinder=Rettungs=Verein** (E. V., anerkannt als milde Stiftung), monatliche Vergütung 150 Mark. Meldungen erbeten an **Pastor Wilhelm Pfeiffer, Berlin NW. 6,** Charité=Str. 2.

Anspruchsloses Fräulein, erfahren im Haushalt und Nähen, findet Aufnahme bei älterem gebildeten Ehepaar, wo Herr leidend.

Angebote mit Gehaltsansprüchen an Pastor **Müller, Gudersleben** b. Ellrich a. Harz.

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, neueste Auflage, völlig ungebraucht und daher ganz wie neu, in Original-Halbfranzband, zu **verkaufen.**

Angebote unter **A. B.** an den Verlag.

Für eine **Mädchenerziehungsanstalt** wird evangel.

Oberlehrer

bezw. **Oberlehrerin** auf 1. Oktober **gesucht.** Gehalt 2000 Mk. bezw. 1800 Mk. und freie Station. Bei Oberlehrern muß das Probejahr abgelegt sein. Fakultäten Englisch oder Mathematik. Offerten mit Referenzen und Lebenslauf zu richten unter **„F. 3867"** an **Haasenstein & Vogler A. G., Straßburg i. Els.**

Venedig **Christl. Hospiz. Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Gebildetes Mädchen, 21 Jahre, mit Reifezeugnis der höheren Töchterschule, Musik= und Schneiderei=Kenntnissen, **sucht Stellung** als **Gesellschafterin.** Bedingung: Familien=Anschluß. Gefällige Offerten unter **P 695** an Haasenstein und Vogler, Dresden erbeten.

Lichtbilder

zur

Palästina- u. Bibelkunde

mit Text.

1. **Auf Jesu Spuren.**
2. **Geschichte Israels.**
3. **Kultus Israels.**
4. **Volksleben im Land der Bibel.**
5. **Ausgrabungen in Palästina.**
6. **Assyrien und Babylonien.**
7. **Im alten Aegypten.**
8. **Hedschazbahn - Ostjordanland u. viele andere Serien.**

Man verlange Prospekt.

Lichtbilder-Verlag

Benzinger, Stuttgart

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs=Gesellschaft für alle deutschen Reichs=, Staats= und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat=Beamte.

Versicherungsbestand 413 140 790 M. Vermögensbestand 153 133 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1911: rund 4 700 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen=Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Töchterheim „Hausmutterschule"

im Ev. Fröbelseminar Cassel

Hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, Einführung in soziale Arbeit.

Ev. Fröbelseminar und Erziehungsheim Cassel

(Zweiganstalt des Ev. Diakonievereins)

Ausbildung zur staatl. geprüften **Kindergärtnerin** und **Jugendleiterin.** Näheres s. Broschüre; „Die Arbeit im Ev. Fröbelseminar." Versand durch die Anstaltsleitung.

Für das Kuratorium: D. Pfeiffer, Generalsuperint.

Evangelisch-Soziale Frauenkurse in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen

in Angliederung an die soziale Frauenschule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktischen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Büroarbeit im Gemeindedienst. Vorträge und Aussprache über religiös-soziale Probleme. Beginn Oktober 1912.

Prospekte und Auskunft durch die Geschäftsstelle:

Frl. Rodenacker, Charlottenburg, Marchstr. 4/5.

Jugendheim Charlottenburg

Goethestraße 22

Sozialpädagogisches Seminar zur Ausbildung von Schulpflegerinnen, Hortleiterinnen und Hortnerinnen sowie zur freiwilligen Hilfsarbeit.

Praktische und theoretische Kurse. Dauer 1—2½ Jahre. Schulgeld 180 Mk. jährlich. Pension im Hause von 900 Mk. an —1500 Mk. jährlich. Anmeldungen und Prospekte bei **Fräulein Anna von Gierke, Charlottenburg,** Carmerstraße 12.

Unitarisch gesinnte Christen bestellen die neuste Nr. der Flugschrift

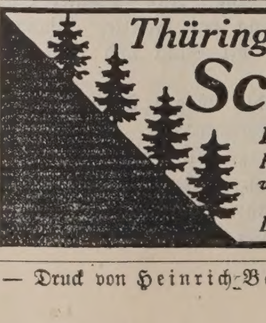
Der Freiprotestant

20 Pfg. **Alzey**

Tafelbutter

Molkerei Woltersdorf, Pr. Hannover, ständiger Lieferant vieler hoher Herrschaften, versendet feinste Tafelbutter in 9 Pfd. Postkolli zu Mk. 13,05 frei Empfangsstation.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.



Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Abhärtung, Erholung usw.

Besitzer Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.